Verschworene der Zukunft

Heinrich Spiero

3490

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Von **Heinrich Spiero** ſind ferner im Xenien-Verlag zu Leipzig erſchienen:

Deutſche Geiſter // Studien und Eſſays zur Literatur der Gegenwart // Mit 19 Porträtbeigaben, geheftet M. 5.— // in Halbleder M. 7.— // als echter Halbfranzband ... ... M. 15.—

Dichtungen // Liebhaberdruck in einer einmaligen vom Dichter handſchriftlich numerierten und ſignierten Auflage von 350 Exemplaren auf Japan unter Verwendung der Ingeborg-Antiqua von Prof. Kleukens // Kartoniert M. 6.— // in Halbpergament M. 8.— // in Ganzpergament .. .. M. 10.—

Lebensmächte // Novellen ... ... ca. M. 2.50

Heinrich Spiero

Verschworene der Zukunft

Ein Roman

E. Haberland, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten // Copyright 1911 by Xenien-Verlag zu Leipzig // Den Einband zeichnete Max Zöllner // Den Satz und Druck besorgte E. Haberland, Buchdruckerei, Leipzig.

Gustav Falke

freundnachbarlich zu eigen

(RECAP)
3490
.32
.395

550709

Erstes Kapitel.

Der Roßgärter Markt lag so öde da wie ein Exerzierplatz am Sonntag. Denn es war um diese Mittagsstunde unsinnig heiß. Man fühlte die Hitze nicht nur, man sah sie auch von den Häusern zurückflimmern; man roch sie mit der Nase, die in die Sonnenglut witterte, man schmeckte sie förmlich mit der Zunge und dem trocknen Gaumen, ja man hörte die Luft allmählich singen und kochen. Hätte man sieben Sinne gehabt, sie alle wären dieser unvergleichlichen Hitzwelle teilhaftig geworden, die heute über der Stadt lag.

Ruhe, Ruhe war die Losung auf dem weiten Platz. Die Fußgänger machten vorsichtige Schritte und hielten sich im spärlichen Schatten der Häuser. Alle Fenster in weitem Umkreis waren durch Vorhänge und Jalousien verdunkelt; in welcher Bekleidung die Bewohner sich in den Zimmern aufhielten, durfte man nur ahnen, wenn etwa ein Kunde, der durchaus und durchum zur Apotheke mußte, nach reichlich fünf Minuten den Provisor mit einem ordentlich haßerfüllten Gesicht langsam, wie zum Richtplatz, die Kellertreppe emporschleichen und dabei den Rock ängstlich bis oben zuhalten sah, während ihm die Hosenträger nachschleiften. Ab und zu fuhr im Schritt ein Wagen vorbei. Das Pferd der kleinen, gelben

Straßenbahnlinie, die hier entlang führte, zockelte müde einher, und sein Strohhut schaukelte gelinde auf und ab. Die Witwe Naujokat, die sonst selbst im Sommer warmen Rinderfleck auf glühenden Holzkohlen feilhielt, hatte zu dem Kolonial- und Materialwaren-Händler Michelau gesagt:

„In den fünfunddreißig Jahren, wo ich all hier sitz, hab ich noch nie geschwitzt, und nu fühlen Sie mal!" Und sie hatte begonnen, sich zu entblößen, daß Herr Michelau voller Grauen geflohen war und die Türe zugeworfen hatte. Die Naujokatsche aber hatte das Feuer ausgestökert und war ganz langsam nach Hause gegangen.

Nun war wieder eine Pferdebahn vorbeigetrottet und hatte den Zigarrenhändler Schameitat an der Ecke zu dem philosophischen Ausspruch bewogen:

„Die fahrt und fahrt nu immer zu und wird nicht alle, grad wie deine Erbsensupp im Winter." — Aber seine Frau, die mit geschlossenen Augen hinter der Kasse saß, hatte auf die Anzapfung nur leise geächzt. Da drang jäh ein Laut durch die Stille. Der Schaffner fuhr auf und zum Klingelzug empor, weil er meinte, jemand hätte die Bahn angerufen. Eine Katze erwachte aus dem schönsten Mittagsschlaf unter der großen Laterne und floh nach dem ersten besten Speicher, und Herr Schameitat vollbrachte eine Heldentat: er ging zur Ladentür, öffnete sie und trat hinaus, was die gelähmten Lebensgeister seiner vor Hitze vergehenden Frau zu dem ebenso sinnreichen wie zeitgemäßen Anruf wachrief:

„Aber August, du wirst dir noch erkälten!"

August fürchtete sich nicht, und sein Heldenmut blieb nicht ohne Nachahmung; ein paar Vorhänge wurden auf-

gerollt, und Köpfe mit bloßen Hälsen reckten sich aus den Fenstern. Je näher das noch undeutliche Geräusch kam, um so lebhafter wurde es auf dem Markte, und jetzt vernahm man Musik, Hörner und Flöten, und vom Roßgarten her schwenkte ein Zug über den Markt.

Voran ging eine Kapelle von zwei Bläsern, einer Pauke und zwei Flöten. Welche Melodie sie spielen wollte, war nicht zu erkennen. Herr Schameitat meinte, zu seiner Gattin zurückgewandt, halb über die Schulter: „Als ich noch im Flügelkleide"; Michelau hielt es für die Wacht am Rhein — jedenfalls war es ohrenbetäubend. Man vergaß aber ganz darauf zu achten, über dem, was nun kam. Zunächst ein paar junge Männer mit wilden schwarzen Perrücken, blanke Säbel unter dem Arm, Revolver um den Leib geschnallt, die Hosen in hohen Schaftstiefeln, Hemden mit roten Schärpen darüber. Dann drei andre, von denen jeder eine große Puppe aus Stroh, Bettlaken und Stöcken trug; die eine hatte ein Schild: Maria Stuart, die zweite: Jungfrau von Orleans, die dritte: Braut von Messina. Nun folgte, von zwei jungen Leuten in studentischen Schnürröcken gestützt, ein blasses Individuum, eine graue Mütze schief auf dem Kopf. Hinter diesen einer in Lodentracht mit einem Flitzbogen. Dann kamen wieder vier Studenten, die auf Kämmen eine ganz andre Melodie bliesen als die Musici vorn, allerdings nur, soweit ihnen dies vor Lachen möglich war. Um den Wahnsinn und den Höllenlärm zu vervollständigen, hatte sich ein Dutzend Straßenjungen zu dem Schwarm gesellt und tanzte, heulte, tobte mit. So ging es dreimal um den ganzen Platz, alle Fenster und Türen waren allmählich besetzt worden.

Als der Zug zum dritten Mal den Eingang zur Königsstraße kreuzte, kam von da her der alte Professor Jugurtha mit seinem historischen roten Schirm. Der erste der drei verwogenen Gesellen mit der roten Schärpe brüllte:

„Halt, Halt!“ und sprang, als das nichts half, vor die Musik, riß einem das Piston weg und drängte die andern zurück. Das wirkte schließlich. Alles blieb stehen, so gut es ging. Der Führer aber schritt auf den verblüfft dastehenden Professor zu, lüftete höflich den Räuberhut, senkte den Schläger und meldete:

„Melde gehorsamst, daß Friedrich Schiller soeben in die Sugambria rezipiert worden ist.“

Der Professor stand noch immer regungslos, den Oberleib zurückgelegt, die Hände auf der Schirmkrücke. Der Chargierte aber kommandierte:

„Wir singen das Allgemeine: Ein freies Leben führen wir. Der Kantus steigt.“

Brüllend zog die Schar weiter, während Musik und Kammbläser vergeblich die Weise zu finden suchten, und verschwand nach dem Schloßteich zu.

Professor Jugurtha schüttelte das Haupt und setzte dann seinen Weg fort, der Marktplatz aber war nun erwacht und fiel fürs erste nicht in seinen Schlaf zurück.

Die Sugambrer mit ihrem unakademischen Gefolge schlängelten sich durch die Weißgerbergasse zum Schloßteich, über die Brücke. Sie wollten eben den Börsengarten betreten, als der Pförtner in seiner grünen Livree atemlos gerannt kam und sich breit vor sie hinstellte.

„Bitte, meine Herren, hier gehts nicht hinein.“

Der Chargierte schoß einen Herrenblick.

„Bitte, wir haben alle Karten."

„Das ist mir gleich. — So kann ich die Herren nicht einlassen."

Da schrie der erste Chargierte den versteinerten Mann an:

„Menschen, falsche, heuchlerische Krokodilenbrut", kommandierte: „Kehrt, Marsch", und führte sein Fähnlein in ein studentisches Lokal.

Auch da war es öde und leer. Nun wurde die Musik entlassen und ein großer Tisch im kühlsten Zimmer belegt. Die Puppen wurden in die Straßenfenster gestellt, vor denen die jauchzende Gassenjugend verblieben war, jeder wurde eine Zigarre in den Mund gesteckt und eine alte Mütze auf den Kopf gestülpt. Nachdem der Chargierte mit schmetternder Stimme alle nötigen Befehle erteilt hatte, setzte sich die ganze Gesellschaft um ein paar zusammengeschobene Tische, und nun ertönte zunächst ein unauslöschliches Gelächter, zu dem einer den andern mit fortriß.

Nur der junge Mann, den die beiden Kommilitonen geführt hatten, und der jetzt am unteren Ende der Tafel saß, stimmte nicht mit ein. Der erste Chargierte schrie ihn schließlich an:

„Mensch, Schiller, kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!"

Der Angeredete aber schien nicht zu hören, und als ihn einer rüttelte, fiel er nach links hinüber und schien eingeschlafen.

„Schlappier!" entschied der Präses. „Füchse! Raustragen!"

Der Schläfer wurde entfernt, und dann begann eine

solenne Kneiperei, die, durch Zustrom von Verbindungsbrüdern verstärkt, bis in den Abend dauerte.

Als Fritz Friedrich erwachte, sah er sich erstaunt um. Er kannte den Raum nicht, in dem er sich befand, offenbar war es ein Wirtshauszimmer. Neben der Bank, auf der er lag, stand ein unpolierter Tisch, auf dem Bierfilze übereinandergeschichtet waren. Auf dem schmalen Fensterkopf standen leere Seidel. Er richtete sich langsam auf und vernahm nun vom Nebenzimmer her Gesang. Jetzt rieb er sich die Stirn, und dann lächelte er. Das sah hübsch aus, wie sich der weiche, jugendliche Mund in dem schmalen Gesicht verzog.

Dann griff er nach der grauen Mütze, die neben ihm lag, strich über den Deckel und lächelte wieder. Er faßte nach seiner Brust und fühlte ein schmales, silberdurchwirktes Band. Da setzte er die Mütze entschlossen auf, rückte sich zurecht und ging ins Nebenzimmer.

Allgemeines Halloh empfing ihn. Unter einer brennenden Gaslampe saßen wohl zwanzig junge Leute am Tisch. Friedrich ging auf den Präsiden zu, meldete sich zurück, empfing ein gnädiges: „Na, ausgeschlafen, altes Kamel?“ und setzte sich an seinen Platz unter die Füchse.

Das Gespräch ging immer noch um den Aufzug vom Mittag. Die nicht dabei gewesen waren, wollten alles haarklein erzählt haben, und einer der Teilnehmer verbesserte immer den andern, weil jeder am besten wissen wollte, wie es „eigentlich“ gewesen war.

Und damit wandte sich dann das Interesse dem zu, dem die ganze Sache gegolten hatte, und der immer noch still lächelnd unten saß. Alte Semester tranken ihm zu, und er kam pflichtgemäß nach.

Allmählich war die Gesellschaft müde geworden. Früher als sonst wurde die Zusammenkunft geschlossen, und man ging auseinander. Als die Studenten auf die Straße traten, atmeten sie auf. Es war kühler geworden, in der Nähe mußte ein Gewitter vorübergezogen sein, zwischen leichten Wölkchen stand der Mond am Himmel. —

Fritz Friedrich hatte am Nachmittag so viel geschlafen, daß er nachts erst spät in Schlummer gefallen und früh am Morgen wieder erwacht war. Er zog sich an, ging nach der Militär-Schwimmanstalt und nahm ein Bad. Es machte ihm wie immer Vergnügen, schwimmend zu den roten Mauern der Festung hinüberzublicken, den Teich nach allen Seiten zu durchschneiden, endlich in der Badeanstalt am jenseitigen Ufer aufzutauchen und dann zurückzukehren. Um neun Uhr ging er ins Kolleg, um elf hatte er Fechtkurs. Als er von da eben allein nach Hause ging, traf er den alten Professor Jugurtha, der, Hefte unter dem Arm, aus der Schule kam. Fritz grüßte, und der Alte hielt ihn an. In dem weichen thüringischen Dialekt, den er in vierzig Jahren unter Ostpreußen nicht abgelegt hatte, sagte er:

„Nun sagen Sie mir, lieber Friedrich, was war das gestern für eine unglaubliche Geschichte?“

Fritz lachte.

„Ach, Herr Professor, ich war eben bei den Sugambrern eingesprungen, sie hatten mich lange bekeilt, ich bin aber erst jetzt am Ende des Semesters mürbe geworden. Und Sie wissen ja, Schiller war schon auf der Schule mein Spottname.“

Jetzt lachte Jugurtha.

„Jawohl, ich weiß. Und so was kann der Wusche (er sprach das Wort Bursche so aus) Kossekel sich nicht entgehen lassen. Meinen Jugurtha verdank' ich ihm ja auch."

„Ach nein, Herr Professor. Der Name ist viel älter. Kossekel hat ihn nur zum erstenmal vor Ihnen laut werden lassen."

„Ei, ei, so, so", sagte Jugurtha, lächelte erst, machte dann ein Gesicht wie bei der Rückgabe eines Extemporales mit neun Fehlern und schritt ohne Abschied weiter.

Friedrich blieb erst betroffen stehen, dann ging er nach Hause.

Kaum war er daheim, da wurde die Tür aufgerissen, und ein sehr langer, blonder junger Mann schoß ins Zimmer. Er schleuderte ein „Morgen" heraus, nahm im übrigen von dem am Schreibtisch sitzenden Wirt keine Notiz. Friedrich legte die Feder hin und rückte sich bequem zurecht. Der andre stelzte auf seinen langen Beinen im Zimmer umher und rief, schrie, brüllte schließlich:

„Du bist wohl ganz und gar verrückt geworden? Oder war der Drang wirklich so unaufhaltsam? Sugambrer! Der junge Herr können ohne Mütze und Band nicht mehr leben! Erst muß die ganze Renommierbacke verhauen sein wie ein Beefsteak! Du glaubst wohl, deine Vorfahren haben keine Ruhe im Grabe, wenn du ohne Saufleber und Herzklapps zu ihnen hinabsteigst? Himmel, Himmel, Himmel! Fritz, Mensch, Roß, Schiller — mußte das sein? Ich kann C und Cis nicht unterscheiden, aber ich schwöre dir, daß ich morgen als dreijährigfreiwilliger Hoboist bei den Dreiundvierzigern eintrete, wenn du Sugambrer bleibst. Du eignest dich genau so gut dazu, wie ich zum Pistonblasen, das heißt wie ein Walroß zum Skatspielen,

oder wie der alte Jugurtha zum Quadrilletanzen. Und das alles bei der Hitze!“

Er sank erschöpft auf die Sofalehne. Fritz sah ihn lachend an, nahm dann ein Buch vor und sagte:

„Bitte, melde mir, wann du wieder zu sprechen bist. Wasser zur Abkühlung und die Zigarrenkiste stehen neben dir.“

Der andre stöhnte, fuhr wieder auf, schüttelte die Hände, packte dann Friedrich bei beiden Schultern und sagte nun, ihn leicht rüttelnd, ganz gedämpft:

„Liebster, mußte das sein?“

Friedrich nahm die beiden Hände des Freundes in die seinen, drückte sie herzhaft und sagte, ohne sie vorerst loszulassen, so herzlich er konnte:

„Mußte? Nein. Aber, lieber Hermann, warum nicht? Es wird doch nicht nur gesoffen und gepaukt. Ich bin nun einmal ein Organisationsmensch.“

„Nein“, schrie Hermann Sander dagegen und riß seine Hände los, „das bist du eben nicht! Du bist ein Alleinmensch! O der Unverstand“, stöhnte er wieder.

Friedrich verlor seine gute Laune nicht.

„Alleinmensch? Ich bin, wie du schon aus dieser Gegenüberstellung merkst, ein Mensch mit seinem Widerspruch. Ich brauch' einen Kreis, in dem ich mich auslebe, den ich mit meinen Gedanken erfülle, vielleicht beeinflusse.“

„Beeinflussen? Du? Die?“ — Jetzt lachte auch Hermann. „War vielleicht der gestrige Umzug, von dem die ganze Stadt spricht, das erste Werk dieses Einflusses? Diese Affenkomödie?“

„Aber, lieber Freund, wenn du ahntest, wie wenig ich

in der Lage war, Einfluß zu üben. Ich wurde durchaus getan, ich tat gar nichts."

„Und machteſt dich ſo zum Geſpött."

„Weſſen? Der paar harmloſen Philiſter? Die haben daran Vergnügen für ein paar Wochen und ſind aus ihrer Hitzlethargie aufgeweckt worden. Und ſonſt? Ich denke, der gemeine Trott der Tage ſoll gerade mal farbig unterbrochen werden."

„Farbig," ächzte Hermann. „Farbig nennt er das! Ich nenne es geſchmacklos. Aber gut, aber gut. Wir ſprechen uns ja hoffentlich noch, dann werden wir ja ſehen."

„Ja, das meine ich auch. Darf ich dich übrigens auf der morgigen Kneipe als Gaſt einführen?"

Hermann Sander ſah Fritz Friedrich an, als ob er wirklich an ſeinem Verſtande zweifelte.

„Alſo reden wir von was anderm. Haſt du die geſtrige Kaiſerrede geleſen?"

„Nein, gib her." Friedrich ſprachs mit Haſt. Und raſch waren ſie vertieft und redeten von andern Dingen. —

Die Sugambria war eine alte Verbindung. Kurz nach den Freiheitskriegen geſchaffen, war ſie ſpäter rückſichtslos unterdrückt worden, aber immer wieder aufgelebt und ſtand nun nicht gerade in Blüte, aber immer noch in Anſehen. Ihr Stolz waren von je die bedeutenden alten Herren geweſen, die das grün-grau-goldne Band getragen hatten und bei allen ſtudentiſchen Gelegenheiten noch trugen. Da waren zahlreiche berühmte Parlamentarier, zwei bekannte Dichter, eine Reihe Univerſitätsprofeſſoren — alle über das ganze Reich verſtreut; ſogar ein amerikaniſcher Senator war darunter, der 1849 hatte auswandern müſſen, um dem Zuchthaus zu entgehen, und nun gelegentlich als gefeierter

Gast das neue Reich und in ihm auch die alte Verbindung besucht hatte.

In den drei Zimmern, die diese im Sockelgeschoß eines am Schloßteich belegenen Hauses inne hatte, strotzte es von Andenken. Hunderte von Bildern alter Sugambrer, mit Namen, Zirkel und Semesterzahlen unterschrieben, bedeckten zwischen Schlägern, Mützen, gerahmten Diplomen die Wände. Im Lese- und Archivzimmer zog sich über den Bildern ein Fries von weißen Blättern die Mauer entlang, Druckblättern in allen Größen, alle in verblichnen schwarz-rot-goldnen Rahmen. Gerade in der Mitte hing ein stark vergilbtes Queroktavblatt. Fritz Friedrich war auf einen Stuhl gestiegen, um es herabzunehmen und zu lesen, da trotz dem hellen Vormittagslicht der Text hier unter der Decke nicht deutlich erkennbar war. Jetzt hielt er es in Händen, wischte den Staub ab und las es dann. Es war eine Mitteilung der deutschen republikanischen Regierung aus Lörrach vom September 1848, mitunterzeichnet von einem alten Herrn der Couleur, der dann lange in den Kasematten von Rastatt hatte schmachten müssen.

Nachdenklich sah Fritz auf die verblaßten Lettern; er hatte noch nie ein solches Dokument der Revolution in Händen gehabt und konnte sich einer gewissen Bewegung nicht erwehren, gemischt aus dem fast ehrfürchtigen Gefühl der Vergänglichkeit aller Dinge, das uns so oft vor historischen Erinnerungen befällt, und aus der Empfindung eines leisen persönlichen Zusammenhangs, der durch den Namen auf dem Blättchen gegeben war.

Ein Kommilitone, der am Tisch saß und die Zeitung las, blickte auf und fragte gleichgültig:

„Was haſt du denn da?“

Fritz antwortete:

„Sieh mal ſelbſt.“

Der andre kam zu ihm herum, las, zuckte dann die Achſeln und meinte:

„Wo kommt denn das her?“

Fritz ſah das ältere Semeſter erſtaunt an.

„Aber das hängt doch hier oben (er deutete auf den jetzt freien Wandfleck) haſt du dir das noch nie angeſehen?“

„I bewahre! Die alten Dinger hängen da ſchon ewig! Wer ſoll ſich denn darum kümmern?“

„Erlaube mal, das ſind doch große Erinnerungen. Unſre Couleur iſt doch ſozuſagen mit dabei geweſen.“

„Ach Gott, das iſt ſo lange her. Heute denken wir doch ganz anders.“

„Natürlich, wir ſind vierzig Jahre jünger. Aber weißt du nicht, was Bismarck mal zu dem Sohn von Robert Blum geſagt hat?“

„Ne, weiß ich wirklich nicht.“

„Du weißt doch, daß Robert Blum 1849 auf der Brigittenau wegen Unterſtützung der Wiener Revolution erſchoſſen wurde?“

Der andre nickte zerſtreut; es war merkbar, daß er auch das im Grunde nicht wußte.

„Na, ſieh mal, ſpäter hat Bismarck ſeinem Sohn geſagt: Ihr Vater war zwar gut liberal, aber auch gut national. Und du weißt doch, wie Bismarck achtundvierzig und ſpäter zu dieſen Dingen ſtand?“

Der andre ließ auch das undeutlich und ſagte dann:

„Wir haben davon nichts mehr auf der Penne gehabt. Im übrigen haben wir jetzt das neue Reich und fertig."

Fritz wurde lebhaft.

„Ja natürlich. Aber wir dürfen doch zu allerletzt die alten Achtundvierziger vergessen."

„Hör mal, lieber Fuchs. Willst du mir hier Geschichtsunterricht geben? Ich danke dir für die gute Absicht. Du kannst heute Abend mal mit einem Ganzen anschwirren."

Und damit griff er zu den Fliegenden Blättern.

Fritz sah ihn erstaunt von der Seite an. Dann hing er das Manifest wieder an den Nagel und studierte die übrigen, den Stuhl immer weiter rückend, mal eins herabnehmend, um es genau zu lesen. Es waren Proklamationen, Briefe verbannter Bundesbrüder und ähnliches.

Als er fertig war, griff er zum Stock und verabschiedete sich. Er war heut' bis zum Abend frei und beschloß, an die See, nach Cranz, zu fahren. Gegen Mittag war er draußen und schlenderte am Strand entlang zur Plantage. Dabei zogen, wie er in dem kaum spürbaren leichten Seewind durch die Sonne ging, links immer die beglänzte See vor sich, die letzten zwei Wochen an ihm vorüber, und er bedachte manches. Wie war er in die Verbindung gekommen? Sein Vater war Offizier gewesen, die Großväter Kaufleute — er hatte also keine akademische Tradition. Aber wie er schon auf der Schule einen Kreis gebraucht hatte, in dem er seine Gedanken aussprechen und an denen der andern schleifen konnte, so war in ihm auch auf der Universität das Bedürfnis erwacht, einen solchen Kreis zu finden — trotz dem Widerspruch seines Freundes Hermann Sander.

So war er noch jetzt, in seinem dritten Semester, Sugambrer geworden, gerade weil ihn der Glanz der geschichtlichen Erinnerungen angezogen hatte. Das ungebundene und doch von zum Teil komisch-ernsten Regeln umhegte Leben des Farbenstudenten gefiel ihm auch; freilich erwartete er noch das Richtige, das, was ihm eigentlich vorgeschwebt hatte.

Fritz beschloß, im heutigen Konvent einen Anfang zu machen. Man mußte doch mal von dem sprechen, was in diesem Schicksalsjahr alle bewegte. Die letzten Monate waren so inhaltreich, so voller tiefer Spannung gewesen, die jetzt noch längst nicht gelöst war. Eben vor dem Beginn der Osterferien war der Unterricht jäh unterbrochen worden, die ganze Hörerschaft war in der Aula zusammengekommen, und mit einer Stimme, in der Tränen zitterten, hatte der alte Prorektor, immer wieder die widerspenstigen weißen Haare zurückstreichend, verkündet, daß der alte Kaiser Wilhelm gestorben war. Und wenige Wochen darauf hatte man in der schwarzausgeschlagenen Universität den Hingang all der Hoffnungen beklagen müssen, die sich an das Leben ihres Rektors, Kaiser Friedrichs, geknüpft hatten. Und eh' man noch recht dies tragische Geschick hatte besinnen können, trat nun der dritte Kaiser ins deutsche Leben, ein fast unbekannter Mann, vor allem einer, der nicht viel älter war als Fritz und seine Generation; und er empfand und, wie er fühlte, nicht allein, daß es wie ein ganz neues Werden in der Luft lag.

Fritz sang leise vor sich hin, dann brach er ab und dachte darüber nach, was er sagen wollte. Allmählich wurde er froher und freier, ganz vergnügt und innerlich

sicher stieg er zu einem Aussichtstempel empor und blickte auf die See, die ganz ruhig dalag, kaum daß leichte Plauderwellen mit leisem Klatschen gegen den Strand schlugen.

Es war noch Mittagszeit und deshalb sehr ruhig ringsumher. Plötzlich hörte Fritz unter sich vom Strande eine zornige weibliche Stimme:

„Bitte, lassen Sie mich endlich in Ruhe!"

Ein männliches Organ, das ihm bekannt war, antwortete:

„Aber Fräulein, ich tue Ihnen ja nichts."

Indessen kamen die Sprechenden, die bisher das Dünengebüsch deckte, am Strande zum Vorschein. Eine junge Dame schritt so lebhaft voran, wie der immer wieder weichende Sand es gestattete, und in der Entfernung weniger Schritte, die er rasch einzuholen strebte, folgte ihr ein junger Mann. Das Mädchen sah sich suchend um, der Mann sah nur auf sie und versuchte schließlich, ihren Arm zu packen, so daß sie sich empört losriß, zu laufen begann und auf den kleinen Pavillon zueilte.

Ehe sie noch die unterste Stufe der in die Düne gelegten Holztreppe erreicht hatte, war Fritz unten, ließ die Dame, seine Mütze ziehend, vorbei und trat dann dem Mann in den Weg.

„Ich ersuche Sie," sagte er sehr ruhig und bestimmt, „das Fräulein in Ruhe zu lassen."

Der andre hatte in seiner blinden Gier Fritz erst gesehen, als er unmittelbar vor ihm stand, und sich, unwillkürlich stehenbleibend, zurückgebogen. Jetzt lachte er höhnisch.

„Laß du mich gefälligst in Ruhe."

„Ich lasse Sie nicht eher vorbei, als bis Sie mir versprochen haben, die Dame nicht weiter zu belästigen."

„Mach doch keine Faxen," schrie der andre, „was geht dich die denn an?"

Fritz blieb unbewegt stehen. Und da links und rechts der schmalen Stiege dichtes Nadelgebüsch stand, versperrte er dem Gegner jeden Aufstieg.

„Ich ersuche Sie dringend, unten zu bleiben."

Der andre packte Fritz am Arm und wollte ihn fortschieben.

Da sagte der: „Keine Gewalt", schüttelte die Hand ab und schob den andern etwas zurück. Das machte den wild. Er schrie: „Meinethalben geh' mit dem Frauenzimmer zum Teufel", und wollte kurz Kehrt machen.

Da aber war es Fritz, der ihn festhielt.

„Sie werden mir für diese Gemeinheit Genugtuung geben, Herr Bergmüller", sagte er mit kalter Stimme, hinter der doch seine Erregung zitterte.

„Genugtuung? Ich mache den Unsinn nicht mit. Ich suche keine Kontrahage."

„So, also erst brutal und dann feige," sagte Fritz, ließ den Menschen los und schlug ihm dann ohne weiteres ein paar Ohrfeigen links und rechts.

Bergmüller war zurückgetaumelt. Er sagte kein Wort mehr, warf Fritz einen haßerfüllten Blick zu und ging strandwärts dem Dorfe zu.

Fritz schritt ans Ufer, spülte sich die Hände ab und stieg langsam empor. In dem kleinen Holzbau sah er die junge Dame schluchzend sitzen. Er wartete, bis sie sich beruhigt hatte. Allmählich hörte das Zucken ihrer Schultern

auf, ſie ließ das Taſchentuch ſinken und ſah den vor dem Pavillon Stehenden an. Er trat nun näher, nahm die Mütze ab und nannte ſeinen Namen.

Sie ſtand auf, gab ihm die Hand und rief dann:

„O ich danke Ihnen tauſendmal. Er iſt mir ſchon vom Waldhaus nachgegangen. Aber Sie haben Streit mit ihm gehabt, Sie werden große Unannehmlichkeiten bekommen."

„Haben Sie keine Sorge, gnädiges Fräulein. Ich kenne den Burſchen von der Schule her. Schon da war er mir durch ſeine Rouémanieren unausſtehlich. Ich bin ſicher, er wagt nicht zu mucken; er iſt im Grunde ein ganz feiger Kerl. Der hält den Mund, und die Lehre wird ihm ganz gut tun."

Sie mußte über die Sicherheit, mit der er das ſagte, doch lächeln. Dann ſtand ſie auf und ſchickte ſich zum Gehen an. Fritz ſagte:

„Sie geſtatten, daß ich Sie begleite".

So gingen ſie zuſammen zurück. Aber ein rechtes Geſpräch kam nicht auf. Sie war immer noch erregt und antwortete freundlich, aber einſilbig auf ſeine Fragen; vor einem Hauſe in der Strandſtraße gab ſie ihm die Hand, dankte noch einmal und ging hinein.

Fritz fuhr zeitig wieder nach der Stadt. Abends war Konvent. Vorher meldete er den Zwiſchenfall mit Bergmüller dem erſten Chargierten, er wurde protokolliert und weiter kein Wort darüber verloren. Der Konvent, der letzte vor den Ferien, war gut beſucht, die Schlußkneipe noch voller, zahlreiche Inaktive und mehrere alte Herren waren da. Koſſekel präſidierte ſchlagfertig und gewandt, Roſe, mit dem Fritz am Vormittag das Geſpräch gehabt hatte, war Fuchsmajor.

Als der Kommers im vollen Gange war, erbat er sich Silentium und verkündete, daß der Fuchs Schiller nach fünf Bierminuten eine Bierrede halten würde. Alles rief: Bravo! Als die kurze Vorbereitungszeit vorbei war, erhob sich Fritz und begann.

Er erzählte zunächst das Erlebnis von heute Vormittag zwischen dem Fuchsmajor und ihm. Da er es mit leiser Ironie vorbrachte, hatte er die Lacher auf seiner Seite. Kossekel prostete Rose schweigend zu, andre winkten ihm vergnügt. Einer rief:

„Gut, Fuchs! Für die erste Rede geht's ja!"

Dann aber wurde Fritz ernst. Er sprach von dem Tode der beiden Kaiser, von dem jungen, neuen Herrn.

„Heute war ich am Meer, an unsrer Ostsee. Da ist mir vieles aufgegangen. Da habe ich an die alten Herren denken müssen, die vor vierzig Jahren hinüberfahren mußten, verfehmt und geächtet, und an alles, was sie erlebt haben, an ihre Fehler und an ihre Taten. Und dann verstand ich, was es bedeutet, daß jetzt Deutsche unter einiger Flagge hinübergehen und wiederkehren, wenn sie auch nicht schwarz-rot-golden ist, daß sie deutsche Macht und deutsche Arbeit hinübertragen, fremde Ware zu unserm eignen Wohlstand zurückbringen. Jene lebten keuchend und beengt in der elenden Zerrissenheit der achtunddreißig Vaterländer, wir stehen aufrecht im neuen Reich, das Bismarck uns geschaffen hat."

Einige glaubten, die Rede wäre nun aus, und hoben schon die Gläser; auch Kossekel sah Fritz in der Erwartung an, daß er nun — vielleicht mit einem Hoch auf Bismarck — schließen würde, und war geneigt, in Anbetracht des löblichen Patriotismus das durchgehen zu lassen, obwohl

der Charakter der Bierrede nicht gewahrt war. Fritz aber richtete sich nur ein wenig höher auf und sprach unbeirrt weiter:

„Und dennoch! Auch wir haben nicht ganz die Atemfreiheit, die wir brauchen. Noch muß der Deutsche jenseits der Meere fast überall unter fremder Flagge arbeiten, noch hat er dort und in den paar Kolonien nicht den Schutz, den dem Engländer seine Flotte, sein mächtiges Selbstbewußtsein, sein großes Parlament, sein — jetzt sprach er fast mit männlicher Reife — sein eherner Patriotismus gewähren."

Widerspruch wurde laut:

„Wir sind auch Patrioten. Unsinn! Das ist keine Bierrede!"

Kossekel schwankte einen Augenblick, da rief einer der alten Herren neben dem Präsiden:

„Zum Donnerwetter! Silentium!"

Und der Chargierte beeilte sich, das energisch zu wiederholen und mit dem Schläger zu bekräftigen.

„Wir brauchen mehr Luftraum!" fuhr Fritz fort, der diese Zwischenspiele gar nicht beachtet, sondern nur wie suchend geradeaus geblickt hatte. „Mehr Mut innen, weniger alte Zöpfe, mehr Selbstbewußtsein nach außen. Wir wohnen hier am Meer, wir wissen, was Seeluft ist. Unser junger Kaiser scheint es zu fühlen, er liebt die Flotte wie sein Vater. Möge er der Kaiser des größeren Reiches werden!"

Wieder wurde gemurrt, wieder griff der alte Herr mit den weißen, buschigen Augenbrauen ein, indes sein Gegenüber, auch ein altes Haus, peinlich berührt die Achseln zuckte.

„Ich trinke auf ein größeres Deutschland. Ich wünsche damit etwas, was jene alten Herren von achtundvierzig (wieder zuckte der zweite alte Herr), ob auch in andrer Form, gleichfalls gewollt haben. Unsre Freiheitswünsche sind andre. Wir wollen keine deutsche Republik, aber unser Idealismus ist derselbe. Auch wir wollen," so sprach er jetzt mit ein wenig jugendlichem Überschwang, der aber seiner Rede doppelte Wärme lieh, „auch wir wollen mit Goethe"

„Schiller", riefen zwei, drei Stimmen zwischen.

„Mit Goethe mit freiem Volk auf freiem Grunde stehn, dem Ozean deutsches Zukunftsland abgewinnen. Germania major crescat!"

Er trank sein Glas leer, verbeugte sich jetzt, meldete: „Bierrede ex", und nahm wieder Platz. Rose würdigte ihn keines Blickes. Kossekel sah unergründlich aus und trank still in sich hinein, bis der alte Herr links neben ihm, eine elegante Erscheinung mit grauen Kotelettes und goldnem Zwicker, sich an ihn wandte. Sofort nahm der Präside die Zigarre aus dem Munde und neigte sich höflich nach links.

„Wer ist der Fuchs? Ich habe den Namen nicht recht verstanden."

„Friedrich," erwiderte Kossekel.

„Was studiert er?"

„Jura und Kameralia."

Ein flüchtiges Lächeln zuckte um die Lippen des alten Herrn.

„Stammt er aus Königsberg?"

„Ja. Sein Vater war Hauptmann, fiel bei Gravelotte, als Friedrich zwei Jahre alt war."

Der alte Herr dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er zu Kossekel:

„Ich bitte um Silentium."

Der ließ den Schläger niederdonnern.

„Silentium für den alten Herrn von Danilewski!"

Die lange Gestalt erhob sich. Zunächst strich der Oberregierungsrat von Danilewski seine Kotelettes links und rechts mit einer Bewegung, die er vielleicht von einem bekannten Minister auf der Bundesratstribüne gesehen hatte. Dann sagte er:

„Sugambrer! Liebe, junge Freunde! Unser jüngstes Mitglied hat soeben patriotische Worte gesprochen. Ich freue mich immer, wenn ich in eurem Kreise dergleichen höre. Die Erziehung zur vaterländischen Gesinnung ziert die Verbindung."

„Bravo!" riefen einige Stimmen.

„Freilich: Patriotismus und Patriotismus ist etwas sehr voneinander Verschiedenes und Idealismus und Idealismus auch. Auch ich (jetzt sprach er mit leichten Handgesten, recht wie ein Parlamentarier) nehme dieses hohe Gefühl für mich in Anspruch, aber ich leugne, daß es mit dem der sogenannten Achtundvierziger viel gemein hat."

Der alte Herr gegenüber schoß einen vollen Blick auf den Redner, nahm die Mütze ab, als ob ihm heiß wäre, fuhr sich einmal über die Glatze und setzte den Deckel wieder auf.

„Mein Idealismus — und das ist wohl auch der eure — ist in erster Linie Hingabe an das Vaterland, an das Königshaus, das Kaiserhaus, das" er prononcierte „mit des Fürsten Reichskanzlers Rat und unserm glorreichen Heere das Reich geschaffen hat und ohne die Demokratie,

ja, gegen sie. Und mein Idealismus und mein Patriotismus sagen mir, daß jene Germania major (der Redner gab seinen Worten jetzt eine leicht ironische Färbung) eine Utopie ist. Gerade der Fürst Reichskanzler hat Deutschland einen saturierten Staat genannt. Und wenn ich mir auch nicht anmaße, die Gedanken unsres allergnädigsten Königs und Herrn zu erraten, so sollte ich meinen, er steht so sehr in den Ideen seines hochseligen Großvaters und des Kanzlers, daß auch ihm unser auf dem Heere vor allem ruhendes heutiges Reich genügt. Wasser (jetzt zog der Rat an seinen Bartenden und lächelte wieder), sagt man, hat keine Balken, aber das Reich in seiner Geschlossenheit steht wie ein Rocher de bronce. So soll es bleiben!"

Danilewski sah auf. Er hatte schließlich gesprochen wie bei einem offiziellen Beamtendiner. Jetzt wurde er sich der Situation erst wieder ganz bewußt, hob den Krug und rief:

„Ein Schmollis der Ganzen!"

„Fiduzit," kam es dröhnend zurück.

Noch ehe die Gläser alle auf den Tisch zurückgefahren waren, hatte der andre alte Herr sich erhoben, machte nur eine Handbewegung gegen den Präses und begann dann, während seine Rechte auf und nieder fuhr, doppelt so laut wie der erste:

„Sugambrer! Auch ich möchte euch ein Wort sagen. Ich bin heute hier das älteste Semester. Als unser lieber Danilewski noch nicht oder eben erst geboren war, habe ich mit andern Sugambrern in Band und Mütze Johann Jacoby auf meinen Schultern vom Schloß herabgetragen, als die konservativen und fast durchweg adligen (Danilewski zuckte) Richter des Obertribunals ihn von der An-

klage des Hochverrats freigesprochen hatten. Nachher — manche von euch wissen das vielleicht — bin ich nicht mehr mit ihm gegangen, weil er gegen die Einheit von siebzig war und ich die ehrlich mitgemacht habe, weil er Bismarck auch dann noch bekämpfte, während ich einsah, daß der Mann oft hart und ungerecht, aber ehrlich und groß war. Große Leute haben große Füße — das haben meine alten demokratischen Freunde vergessen. Aber ihr Idealismus darf so wenig angetastet werden wie ihr Patriotismus!"

Der Redner machte, in offenbarer Bewegung, eine kleine Pause, niemand regte sich. Dann fuhr er fort:

„Ich darf dafür zeugen, weil ich selbst mit ihnen zusammen gekämpft habe und gelitten habe. Ihr jungen Leute habt es leicht. Euch ist zugewachsen, was unsre Generation mühsam errungen hat in Kämpfen, an denen Hunderte zugrunde gingen. Nicht nur denen wollen wir dankbar sein, die, wie der Vater unsres lieben jungen Fuchses, im Kriege für die Einheit gefallen sind, sondern auch denen, die in andern schweren Kämpfen bluteten, die in den Gefängnissen büßten oder mit zerbrochener Seele übers Meer fliehen mußten."

„Und darum freue ich mich," fuhr er schon heller fort, „wenn mal einer kommt, ein Junger, und frische Gedanken ausspricht. Ich bin ein Studienfreund Wilhelm Jordans, wir sind beide aus Insterburg, wie haben wir beide für die deutsche Flotte geschwärmt! Ich habe ihn gesprochen, und wir haben beide geheult, als sie untern Hammer kam. Nein, das deutsche Reich ist noch nicht fertig, das sage ich euch, der ich mich ruhig immer noch einen Achtundvierziger nenne, wenn ich auch für das Septennat agitiert habe."

„Und nun, liebe, junge Kerls, nehmt es mir nicht übel: ich freu' mich, daß wir heute mal in ein andres Fahrwasser gekommen sind. Ihr seid mir in den letzten Jahren alle etwas zu bierehrlich und dann wieder etwas zu fein geworden. Man kann auch mit Röllchen ein tüchtiger Kerl sein. (Seine Narben glühten.) Auch ihr jungen Leute sollt wissen, wofür ihr mal zu leben, zu arbeiten und so oder so zu kämpfen habt. Darum war mir die Bierrede von unserm Fuchs, die gar keine Bierrede war, eine Erquickung. Ich denke, dieser Ausklang ist kein schlechter Semesterabschluß. Und nun bitte ich euch (alles stand geräuschvoll auf), mit mir einen Ganzen zu trinken dem Gedächtnis der alten Sugambrer."

Alles trank.

„Und nun erbitte ich mir vom hohen Präsidium mein altes Leiblied: Wir hatten gebauet."

Während die Bücher aufgeschlagen wurden, ging Friedrich um den Tisch herum, auf den Sprecher, den alten Doktor Witte, zu. Der kam ihm auf halbem Wege entgegen, packte ihn ohne weiteres, küßte ihn mit dem feuchten Schnurrbart auf beide Backen und drückte ihm die Hand. Dann stieg das Lied:

„Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus."

Ohne sein Buch zu öffnen, starr, mit leuchtenden Augen geradeaus sehend, sang der alte Witte Vers für Vers mit, bis der letzte kam:

„Das Haus mag zerfallen,
Was hats denn für Not,
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott."

Da sah er sich wieder um und begegnete dem Blick Danilewskis. Er hob sein Glas und sagte:

„Nichts für ungut, Danilewski."

Der andre lächelte sauersüß und stieß mit ihm an.

Die behagliche Stimmung war aber fort. Man trank und sang zwar noch eine Weile, aber bald erinnerte sich das eine oder das andere ältere Semester, daß es morgen zeitig in die Ferien ging. So schloß denn Kossekel schon um ein Uhr, und im allgemeinen Abschied für die Ferien ging jede Auseinandersetzung unter. Fritz Friedrich stand bald draußen. Da rief ihn der alte Witte an:

„Wo wohnst du?"

„Auf dem Steindamm, alter Herr."

„Und ich in der Tragheimer Kirchenstraße. Dann wollen wir zusammen gehen."

Das taten sie. Witte sprach nicht viel. Er brubbelte ab und zu etwas vor sich hin. Dann sagte er jäh:

„Hast du gemerkt, wie der Danilewski von Hingabe fabelte? Auch so'n Modewort. Wir sagten Hingebung."

Erst als sie in die Kirchenstraße einbogen, begann Witte wieder:

„Wo gehst du in den Ferien hin?"

„Erst bleibe ich zu Haus. Später fahre ich zu Verwandten nach St. Petersburg."

„Nach Petersburg?"

„Ja, meines Vaters einzige Schweſter iſt dort verheiratet.“

„So, ſo. Weißt du was, da beſuche mich mal. Ich bin nur heute hereingekommen. Ich wohne für die Ferien in Cranz, Strandſtraße 17.“

Fritz dankte und verſprach zu kommen.

Der Alte hielt ihn feſt.

„Aber bald,“ ſagte er. Und dann drückte er Fritz noch einmal eiſern die Hand und verſchwand im Haustor.

Zweites Kapitel.

Fritz saß mit einem Buch im Zimmer, als die Tür aufging und seine Mutter bei ihm eintrat. Sofort sprang er auf, schob den Sofatisch zurück und führte sie an den bequemsten Platz.

Klara Friedrich paßte in ihrer schlanken Erscheinung gut zu dem Sohne, der ihr sehr ähnelte. Ihr in der Nacht nach dem Eintreffen der Nachricht von Gravelotte ergrautes Haar war voll und leicht gekraust, der Mund leicht bereit zum Lächeln, die Augen klar und hell.

„Was liest du?“ fragte sie.

Er zeigte den Band.

„Ah, natürlich. Treitschke!!“

„Ja, Mutter. Von dem Buch komm ich nicht los. So was wundervolles!“

Ihr Blick wurde tiefer.

„Dein Vater las seine Aufsätze auch sehr gern; er hatte eine Flugschrift von ihm noch mit, als er ins Feld zog.“

Beide schwiegen eine Weile. Dann sagte Fritz:

„Kennst du den alten Doktor Witte?“

„Witte? Gewiß. Der Großvater hielt viel von ihm. Er war achtundvierzig einer der Tollsten, wie es hieß. Nachher hat man's ihm sehr verdacht, daß er nach sechsundsechzig umschwenkte.“

„Er ist ja gar nicht umgeschwenkt.“

„Woher weißt du das?“

„Er ist bei uns alter Herr. Wir waren vor acht Tagen zusammen.“

Und Fritz erzählte den Hergang des Kommerses. Frau Klara hörte aufmerksam zu, flocht ab und zu eine Frage ein; dann sagte sie:

„Wann willst du nun nach Cranz fahren?“

„Ich dachte, morgen. Heut gehn wir ja mit Hermann auf die Hufen.“

„Schön. Wann holt er uns ab?“

„Um drei.“

Klara sah nach der Uhr.

„Zwei; da will ich mich immer fertig machen.“

Sie verließ die Stube, und Fritz las weiter, bis der Freund eintrat. Der führte ihn ohne ein weiteres Wort zunächst ans Fenster, knöpfte ihm die Jacke auf und besah aufmerksam die Weste. Dann sagte er:

„Bravo! Kein Band.“

„Couleurferien,“ entgegnete Fritz.

„Na, denn also los.“

Sie holten Frau Klara ab und gingen langsam dem Tore zu. Leuchtend lag Sonnenglanz auf den hellroten Festungsbauten, dem schönen Tor. Dann traten sie in den Schatten des Glacis und schließlich auf die Chaussee, die die Hufengärten entlang führt. Sie hatten an dem warmen Sommertag, der viele nicht aufs Land gegangne Städter für ein paar Stunden ins Freie lockte, oft zu grüßen. An einer Straßenenge mußten sie stehen bleiben und zur Seite treten, um einem Rollstuhl Platz zu machen. Ein alter Herr mit weißem Kaiser-Wilhelm-Bart saß drin, in warme

Decken gehüllt, einen Stock neben sich. Als die drei grüßten, richtete er den Oberleib, so straff es ging, in die Höhe, grüßte wieder und rief dem Fahrer zu: Halt!

Friedrichs traten heran. Mit merkwürdig fester und jugendlicher Stimme sagte der alte Herr:

„Guten Tag, gnädige Frau. Morgen, lieber Friedrich."

„Guten Tag, Exzellenz," erwiderte Frau Klara. „Fahren Sie schon zurück?"

„Ja, es wird mir jetzt zu voll. Vormittags habe ich Luisenwahl für mich, nachmittags kommt mir zu viel Menschheit heraus. Wie gehts Ihnen denn, gnädigste Frau? Verreisen Sie nicht?"

„Nein, Exzellenz, ich hab's nicht nötig."

„Das ist wahr. Sie sehen vortrefflich aus. Auf baldiges Wiedersehen."

Damit küßte der alte Herr mit einer Galanterie, die ihm sehr wohl stand, Frau Klara die Hand, schüttelte Fritz die Rechte, vergaß nicht, zu Hermann Sander, der abseits stehen geblieben war, hinüberzugrüßen, und ließ sich weiterschieben. —

Als sie ein Stück fortgeschritten waren, sagte Fritz:

„Wie gut der General sich hält, nach dem Schlaganfall."

„Ach," meinte Klara, „der war ja nicht so schlimm. Aber die alten Wunden machen ihm jetzt so viel zu schaffen. Er soll noch zwei Kugeln in einer Schulter sitzen haben."

Fritz blieb still. Nach einer Weile sagte er:

„Merkwürdig, der General von Witte hatte heute für mich eine auffällige Ähnlichkeit mit Doktor Witte, besonders im Ausdruck der Augen."

„Aber lieber Fritz," sagte Sander, „das ist doch das Natürlichste von der Welt; es sind ja Brüder."

Unwillkürlich blieb Fritz stehen.

„Brüder? Der alte Generalleutnant und der Doktor. Der General ist ja auch von Adel."

„Freilich", sagte Klara, „nach dem Krieg siebzig geadelt."

Hermann sprach weiter:

„Viel Gebrauch haben sie anscheinend von der Verwandtschaft nicht gemacht. Ich sehe sie fast nie miteinander."

„Das hat seine Gründe," erklärte Frau Klara. „Achtundvierzig stand der Doktor ja ganz links, und da hat der Bruder, der damals hier Leutnant war, mit ihm gebrochen. Sie haben wohl zwanzig Jahre kaum miteinander gesprochen, obwohl der Offizier immer einlenken wollte. Da setzte aber der Doktor seinen ehernen Kopf auf. Erst seit Königgrätz haben sie sich einander wieder genähert."

Fritz ging in tiefen Gedanken. Sie waren inzwischen in den alten Park Luisenwahl eingebogen. Hier hatte die unglückliche Königin in den Schicksalsjahren Preußens oft und oft geweilt, der Park war jetzt ein Besitztum ihrer Nachkommen. Alte Bäume gaben willkommnen Schatten, im trocknen Bachbett grünten Farne, blühten Glockenblumen.

„Warum," begann jetzt Fritz, „müssen nur politische Gegner sich immer wieder persönlich so heftig bekämpfen? Ich meine jetzt gar nicht die beiden alten Wittes allein. Ich meine, einer muß doch dem andern glauben, daß er's mit dem Vaterland ebenso gut und ehrlich meint wie er selbst."

„Wem sagst du das lieber Fritz," erwiderte Hermann. „Aber wo soll bei uns in Deutschland so viel politische Selbstverständlichkeit herkommen? Bedenke doch die Geschichte, die konfessionelle Zerrissenheit, die entsetzliche Kleinstaaterei. In England soll's ja anders sein. Außerdem ist bei uns der Kastengeist bekanntlich nicht ganz klein, und jede Kaste findet wieder ihren eignen politischen Ausdruck."

„Zugegeben. Dann muß eben das Kastenwesen zerrissen, zerbrochen werden, daß die Trümmer fliegen."

Frau Klara lachte.

„Aber Fritz, du redest ja wie ein Sozialdemokrat."

Fritz fuhr auf und wollte sich heftig verteidigen, da sagte Hermann lachend:

„Aber Fritz, die politischen Richtungen sollen sich doch gentlemanlike nähern. Was wäre es dann Schlimmes, Sozialdemokrat zu sein?"

Jetzt lachte auch Fritz.

„Die Mutter soll mich nur nicht mißverstehen."

Klara faßte seinen Arm und stützte sich darauf.

„Tu ich ja gar nicht, Junge."

Und dann traten sie in die kleine Meierei und setzten sich zu einem heitern Vespermahl. —

Am andern Tage fuhr Fritz zeitig an die See hinaus. In Königsberg war der Himmel hell gewesen, je näher aber der Zug seinem Endziel kam, um so düstrer wurde er, und als Fritz in Cranz ausstieg, lagen die Häuser des Dorfes unter einem immer wieder zerreißenden Wolkenmantel wie geduckt in ihrer Glanzlosigkeit da. Ein heftiger Seewind ließ die Fahnen auf den Gasthöfen knattern und blies den vom Bahnhof Hereinwandernden entgegen,

die nun auch schon das Rollen der Wellen deutlich vernahmen.

Fritz war glückselig. Er eilte zum Korso, sah von dem hohen Steinwall einen Augenblick in den Gischt, der gegen die Zyklopenmauer brandete, und stieg dann rasch zum Herrenbade hinab. In wehende Laken gehüllt, stand hier eine ganze Anzahl von Männern im immer noch warmen Sande und blickte aufs Meer hinaus, indes der Wind jede Unterhaltung von den Lippen pflückte und ins Ungehörte entriß. Ein paar Jungen rannten jauchzend ins Wasser und ließen sich von der ersten heranbrausenden Woge umwerfen, kämpften sich prustend, spuckend, lachend empor und wiederholten das Spiel immer aufs neue. Aufmerksam standen zwei Wärter halbnackt auf den weit hinausgebauten Stegen und riefen allzu vorwitzigen Schwimmern erst freundlich, dann befehlend zu, sie sollten sich in den durch die Taue abgegrenzten Raum zurückbegeben.

Fritz suchte eine Badezelle, konnte aber in der ersten Reihe keine öffnen, weil der Wind die Türen mit aller Macht zupreßte. So ging er in die zweite Linie. Hier pustete der Sturm nur unter den fahrbaren Zellen der ersten durch, oben war es ziemlich ruhig. In einem Herrn, der mit einer Zigarette auf der obersten Stufe eines Badekarrens saß, erkannte er Bergmüller, der sehr rot wurde, aber mit höhnischem Gesicht sitzen blieb.

Fritz fand etwas weiter eine freie Zelle und sprang nach wenig Minuten ausgekleidet herab. Das große Handtuch trug er auf dem Arm, knotete es am Strande, immer dem Winde wehrend, an einen der Ständer fest und rannte dann ins Wasser. Unwillkürlich schrie er vor Lust

auf, er fühlte förmlich, wie der Wind ihm die Laute von den Lippen abjagte. Er warf ſich mit krummem Rücken gegen eine Welle, ließ ſie über ſich zuſammenklatſchen, hob den pudelnaſſen Kopf und duckte ſich der nächſten entgegen. Langſam ging er weiter hinein, indem er fühlte, wie das Rückwaſſer im Abfließen ihm Sand und Steine über die Füße riß. Und wieder jauchzte er laut auf, als wie ein grüner, ſchneebekrönter Glasberg die Woge vor ihm aufſtieg; ſchon begrub ſie ihn unter ſich, und, den Kopf noch ganz voll von dem Donnergeräuſch, warf er ſich der nächſten zu.

So trieb er es eine Weile, ſchlug mit den Armen um ſich, legte ſich parallel den Wogen auf den Rücken und ließ ſich über Wellenkämme tragen, verſuchte gegen den Drang anzuſchwimmen und hatte Not, nicht gegen einen der Taupfähle geſchleudert zu werden. Da ſah er am Ufer jemanden winken. Er verſuchte, einen Augenblick ſtillzuſtehen, und erkannte durch den ſprühenden Giſcht undeutlich einen alten Herrn in Sturmmütze, der ſchon ganz bekleidet war, ſich mit einem kleinen Handtuch den Bart abrieb und dabei mit der andern Hand wieder und wieder Zeichen gab. So weit Fritz ſehen konnte, war er allein im Waſſer, offenbar galten die Geſten alſo ihm. Er wunderte und ärgerte ſich, bis er in einem Augenblick ruhigeren Seegangs den alten Witte erkannte, der jetzt ſeinen Bart genug bearbeitet hatte und ihn im Winde fliegen ließ.

Fritz winkte nun gleichfalls, wollte doch noch ein paar Wellen mitnehmen und ſtrebte ins tiefere Waſſer zurück. Eben ſetzte die Brandung wieder ſtärker ein, eine rieſige Schaumkrone ſchloß ſich über ihm zuſammen, und als er auftaumelte, ſtieß er mit dem Rücken heftig gegen den

verhängnisvollen Pfahl, an den das Wasser — es zog heute stark nach Westen — ihn mit unwiderstehlicher Kraft gerissen hatte. Ehe er sich noch ganz aufgerafft hatte, schleuderte die nächste Welle ihn mit dem Kopf gegen das Holz, und unwillkürlich streckte er halbbetäubt die Hand nach dem Stege aus, wo er eine menschliche Gestalt zu sehen glaubte. Der aber da stand, sah ihn, wie es Fritz in seinem Dämmer schien, mit höhnischem Grinsen an. Und ehe er das noch recht besinnen konnte, hatte ihn eine nächste und noch eine und wieder eine Woge fortgerissen. Taumelnd, ohne Besinnung schwankte er hin und her, mühte sich instinktiv noch einmal, sich aufzurichten, wie tausend Farben tanzte es vor seinen geschlossenen Augen, undeutliche Melodien zogen durch seinen Kopf, ihm war, als ob er einen Augenblick seine Mutter vor sich sähe, und dann stürzte er rücklings ins Wasser, schon wieder von der Brandung gehoben, geworfen, geschüttelt wie ein lebloses Wrack.

Die beiden Badediener waren eben beschäftigt gewesen, ein mühsam einlaufendes Fischerboot am andern Stege festzubinden, jetzt stürzte der alte Witte über die Bretter, die beiden Leute hinter ihm her, während der einsame Badegast, der vorhin auf dem Stege gestanden hatte, langsam zurückging. Witte schrie ihn an:

„Warum tun Sie denn nichts? Warum stehen Sie hier herum wie ein Stück Holz?"

Indes hatten sich die beiden Badewärter, wie sie waren, in die See gestürzt und schleppten mit aller Kraft den Verunglückten ans Land.

Fritz träumte. Er war in einem Segelboot in völliger Dunkelheit draußen auf dem Meer. Langsam schaukelte

er auf den Planken, während das Waſſer dumpf gegen die Bretter ſchlug. Immer wilder ward das Schwanken, das Boot ſchlug hin und her, und da — er ſchrie jäh auf — brach es in tauſend ſplitternde Bretter auseinander, er lag in den Wogen, bemüht, ſeine Kleider, die ihn überall hinderten, von ſich zu ſtreifen. Er griff um ſich, er konnte kein rettendes Brett erreichen, während ihn das höhniſche Angeſicht Bergmüllers anſah, der auf einer großen Planke rittlings durch die Wogen fuhr. Da wurde es hell um ihn, und durch die Waſſer klangen Stimmen, er glaubte deutlich ſeine Mutter zu hören, jetzt klang ein andrer Ton dazwiſchen, rauh, tief, ihm wars wie der des alten Witte, und nun ertönte ganz von fern eine Stimme, die er einmal vernommen und deren Charakter ihm im Ohre geblieben war. Er fühlte, wie das Schaukeln abnahm, wie die Dämmerung um ihn wich. Noch lag er weich, aber nicht mehr umhergeworfen, ſondern, wie wenn er auf dem Rücken ſchwimmend in völliger Ruhe, wie ſo oft, das ſtille Meer langſam geteilt hatte.

Er ſchlug die Augen auf. Er lag in einer hellen, niedrigen Stube im Bett, zu deſſen Fußende ſeine Mutter mit dem alten Witte ſtand.

„Na, du haſt deiner Mutter keinen ſchlechten Schreck eingejagt, kann ich dir ſagen.“

Fritz wollte ſich aufrichten, fühlte aber Schmerzen im Kopf und in den Schultern und blieb liegen. Er ſtreckte nur der Mutter, die vor Bewegung keines Wortes mächtig war, die Hand entgegen.

Er wollte ſprechen, aber Witte legte den Finger auf den Mund.

Da ſchloß er wieder die Augen, der alte Traum kam

nicht wieder, er sah nur Glanz, ruhigen, prachtvoll ermüdenden Schimmer, er hörte nichts, vorbei war das Schlagen und Rollen der Wogen. Er schlief ein.

Als er wieder erwachte, war er um vieles klarer. Rings um ihn war tiefe Stille, Vögel sangen vor dem Fenster, irgendwo krähte ein Hahn, es mußte Morgen sein. Er versuchte, sich umzusehen, der Kopf schmerzte zwar noch, aber es ging ganz gut. Da fühlte er von der andern Zimmerecke her einen Blick auf sich gerichtet, er kam ihm entgegen und erkannte Hermann. Er streckte die Hand nach ihm aus, der Freund ergriff sie, sagte zuerst gar nichts und dann nach einer ganzen Weile:

„Mußt du unbedingt in eigner Person für die Unterhaltung des Cranzer Badepublikums sorgen? Kannst du das nicht andern überlassen?"

Dabei drückte er immer noch Fritzens Hand, und die tiefe Freude, die aus seinen Augen sprach, strafte die heitre Ironie seiner Worte Lügen.

Fritz lächelte und sagte dann:

„Ich muß mich erst wieder ein bißchen zurechtfinden. Nicht wahr, ich bin gestern gegen einen Pfahl gestoßen und konnte nicht allein aus dem Wasser?"

Jetzt lachte Sander ganz hell und fröhlich.

„Gut gebrüllt, Löwe! Wenn du einen Zustand, in dem zwei Menschen dich wie ein Paket aus der See tragen mußten, nennst: du kannst nicht allein aus dem Wasser, so wollen wir darüber nicht streiten."

Fritz fuhr fort:

„Jetzt bin ich im Witteschen Hause, nicht wahr?"

„Richtig geraten."

Fritz rieb die Stirn.

„Aber vorhin war doch meine Mutter hier; oder hab' ich das nur geträumt?"

„Nein, sie ist noch hier. Sie hat sich schlafen gelegt, ich habe sie abgelöst."

Fritz sagte: „Ich danke dir," und ergriff wieder des Freundes Hand.

Jetzt wurde es im Hause lebendig. Fritz wollte aufstehen, Hermann ließ es aber nicht zu, bevor der alte Doktor es nicht genehmigt hätte. Da kam dieser schon herein, laut, lustig, beklopfte den Patienten, ließ ihn einige Bewegungen machen und gab dann die Erlaubnis zum Anziehen und Aufstehen. Langsamen Schrittes verließ Fritz das Zimmer und trat auf die Veranda. Eben kam von der andern Seite seine Mutter herein, Witte und Sander blieben zurück, und Mutter und Sohn hielten sich eine Weile umschlungen, indes Frau Klara den Tränen nicht wehren konnte. Er küßte ihr die Hand und sagte:

„Mutter, ich bin nicht unvorsichtig gewesen, ich weiß selbst nicht, wie die ganze Geschichte gekommen ist."

Sie streichelte nur immer seinen Kopf und seine Schultern und konnte nicht gleich sprechen.

In ihm kristallisierte sich das Gewesene langsam zu deutlicheren Bildern, sein Blick bekam etwas Grübelndes, Suchendes, und als jetzt Witte und Sander mit einem jungen Mädchen zusammen die Veranda betraten, ging es wie ein blitzartiges Erinnern über Fritzens Züge. Rasch wandte er sich an Witte und sagte:

„Sag mal, stand nicht jemand auf dem Steg, als ich zum erstenmal gegen den Pfahl geflogen war?"

Witte sagte:

„Natürlich, der Kerl, der wie ein Stock daſtand und ſich nicht rührte.“

Jetzt erſt nahm Fritzens immer noch wie in ſich verſenkter Blick die Erſcheinung des jungen Mädchens wahr, und das Wort, das er ſprechen wollte, blieb in der Kehle. Er tat zwei Schritte auf ſie zu und verbeugte ſich, ſehr erſtaunt. Witte lachte und ſagte:

„Na, vorſtellen brauch' ich alſo nicht. Gib deiner Couleurſchweſter nur die Hand und dann mal erſt ran ans Frühſtück.“

Da wußte ſich Fritz ſein eignes Erſtaunen erſt zu deuten, er erkannte die junge Dame, mit der er vor wenig Wochen bei jenem unangenehmen Abenteuer im Waldpavillon zuſammengetroffen war. Und indem er ſich nun zwiſchen den beiden Frauen zu Tiſch ſetzte, ſchien ihm erſt der volle Zuſammenhang beider Tage hier an der See aufzugehen. Offenbar wußte Witte von jener Begegnung und dem, was ſich dabei abgeſpielt hatte. Denn eben rief er über den Tiſch:

„Nun, Aline, jetzt haſt du den Ritterdienſt vergolten.“

Dann wurde aber weder hiervon noch von Fritzens Unfall viel Weſens gemacht, und in der friedlichen Morgenruhe des Sommertages ging dieſe Stunde wie ein immer noch ungewiſſes Glück an dem aus Untiefen faſt ſchon jenſeits dieſes Lebens Erwachten vorüber. —

Auf des Arztes Rat blieben Friedrichs in Cranz. Sie hatten ein paar Zimmer nahe der See bezogen und lebten das Leben der Strandgäſte mit, deſſen einzige Beſchäftigung Ruhe und Untätigkeit ſind. Fritz erholte ſich raſch völlig, durfte ſich ſchon wieder dem Meere vertrauen und ſeine Spaziergänge immer weiter ausdehnen. Auch Her-

man Sander war noch draußen, und die drei jungen Menschen nutzten die Spätsommertage und durchstreiften gemeinsam Dünen und Wälder. Schon gilbten in den spärlichen Laubgehölzen die Blätter, aber überall, wo die hohen, schwarzen Fichten emporstrebten, ihre schlanken Kronen dem wolkenlos blauen Firmament entgegenhoben, war noch nichts von Abschiedsweh zu spüren. Rostrot standen die Stämme, wenn hinter ihnen fern die Sonne unterging und man den Geruch des perlenden Harzes empfand wie den vergehenden Duft des Tages, den nun zur Nacht ein feuchter Pilzgeruch ablöste. An den schroffen Abhängen, die von der Meeresküste zur See niedergingen, grünte zwischen ockergelben Sandflecken Erlengebüsch, klammerten sich Brombeersträucher mit tiefschwarzen Früchten an, blühte hier und da ein gelber Ginsterbusch. Wo die Schluchten sich zum Meere öffneten und die großen Steine lagen, fanden die Wanderer wohl in heißer Mittagsstunde eine Robbe liegen, die sich behaglich sonnte und bei dem ersten Laut nahender Schritte mit zwei, drei unbeholfen schiebenden Bewegungen wieder im Meere war.

Aline klatschte dann in die Hände und konnte ausgelassen werden wie ein Kind. Ihre zarte Haut, die Haut sehr heller, reinrassiger Blondinen, rötete sich langsam, man sah förmlich das Blut von innen in die Wangen steigen, zuerst wie Morgenrot leichte fingrige Streifen vorschicken, dann das ganze Gesicht überfluten.

Sie waren bis zum Leuchtturm gewandert, hatten in einem Bauernhaus Milch und Brot erhalten und kehrten nun über den Wachbudenberg zurück. Als sie eben die Bank auf der Höhe erreicht hatten, hörten sie von unten Pferdegewieher und dann ein Rufen:

„He, Ihr Ausreißer!“

Da ſahen ſie ſchon den alten Witte mit Frau Klara emporſteigen, während eine leichter, offner Wagen langſam kehrte und ins Dorf lenkte.

„Deine Mutter wollte auch mal hier herauf, ſie kennt's noch gar nicht,“ ſagte der Doktor, als die beiden oben waren. Und dann genoſſen ſie miteinander zuerſt das ſchöne Bild: nach Weſten die immer glatter werdende Küſte mit den Schornſteinen des Bernſteinwerks am fernen Rande, nach Oſten die bewaldete Kante über dem Strand, zerriſſen, ſeltſam eingebogen. Ab und zu lugte ein rotes Dach durch die Bäume, ganz fern erſchien als ein undeutlicher Häuſerhaufen Cranz, und dahinter ſchwang ſich der Strand in leichter Biegung bis zur ſchimmernden Nehrung.

Langſam gingen ſie hart am Abſturz einen ſchmalen Weg zur See hinab und dann durch die Roſenſchlucht. Bald waren ſie ganz in der tiefen Senkung hinter dem Hügel, deſſen drei ſpitzkappenförmige Erhebungen ihm den Namen Zipfelberg eingetragen hatten; ſcharf hoben die gelben Sandhelme ſich gegen den Himmel ab. Am Ausgang der Schlucht, deren Haideroſenſträucher voller Hagebutten hingen, wartete der Wagen, und nun fuhren ſie gegen den leichten Seewind über das Land.

„Ich glaube, ich bin zum vierundvierzigſten Male den Sommer über hier draußen. Und ich kenne nichts Schöneres. Die deutſchen Mittelgebirge ſind viel einförmiger, und ein Schweizer hat mir mal mit Recht geſagt, ein Sonnenaufgang von der Warnicker Höhe über der Wolfsſchlucht (der Doktor zeigte zu den dunklen Eichen hinüber) wäre eben ſo ſchön wie einer auf dem Rigi.“

Hermann Sander lächelte.

„Glauben Sie's nicht, Sander?“

„Doch, Herr Doktor. Ich bewunderte nur den Mann, der zweimal im Leben früh genug aufgeſtanden iſt, die Sonne aufgehen zu ſehen.“

Alle lachten.

„Na, warten Sie nur, bis Sie Soldat ſind, Hermann,“ meinte Frau Klara.

Da ſagte Aline:

„Ich möchte auch mal die Sonne hier aufgehen ſehen. Läßt ſich das nicht einrichten, Papa, daß wir mal in Warnicken übernachten?“

Alle — ſelbſt, mit komiſcher Inbrunſt, Sander — ſtimmten zu, und man beſchloß, an einem der nächſten Tage Alines Wunſch zu erfüllen.

Und wirklich fuhr man, da das Wetter heiter blieb, ſchon zwei Tage darauf den bekannten Weg.

In Rauſchen wurde das Fuhrwerk vor der Veranda des Gaſthofes von einer lauten Schar umringt.

„Hier bleiben, hier bleiben,“ hieß es, „heut' wird getanzt.“

Man ſtieg aus. Da waren einige junge Mädchen aus der Stadt, Bekannte Alines, Studenten, junge Offiziere, die ein paar Urlaubstage hier zubrachten. Sofort wurden die jungen Leute mit Beſchlag belegt, man wollte zuerſt auf dem Teich rudern. Witte und Frau Friedrich betraten, indes der Wagen ausſpannte, die Veranda. An einigen Tiſchen ſpielte man Karten, ganz in der Ecke ſaßen vier alte Herren beim Whiſt. Witte ging auf ſie zu und erkannte erſt jetzt in dem, der mit dem Rücken gegen den Eingang ſaß, ſeinen Bruder.

„Guten Abend, Hermann! Seit wann biſt du hier?“

Der andre drehte sich sichtlich erfreut um.

„Seit gestern. Sie ließen mir keine Ruhe, ich mußte raus, weil sie nicht länger mit dem Strohmann spielen wollten. Und nun legen sie mich hier rein."

„Ja," meinte der alte Gymnasialdirektor mit dem schönen, grauumwallten Beethovenkopf; „um einen Viertelpfennig den Point."

Der magere Sanitätsrat aber, der nur ganz flüchtig von seinen Karten emporgesehen hatte, schrie:

„Kollege, nicht das Spiel stören!"

Und gehorsam setzte Witte sich neben seinen Bruder und sah zu, während Frau Klara bei einigen Damen Platz genommen hatte.

Es war im Grunde immer dieselbe Gesellschaft, die jahraus, jahrein die kleinen Bäder besuchte. So kannte man sich strandauf, strandab, half sich bei den einfachen Verhältnissen gegenseitig mit allerhand Nützlichem aus, wenn der Fleischer oder der Krämer oder die Königsberger Packjournalière mal ausgeblieben waren, und führte ganz in der Natur bei harmloser Geselligkeit ein vergnügliches Leben.

Eben fuhr wieder ein Wagen vor, mit Halloh begrüßt. Schusters, hieß es. Schon war das breite, selbst hier auffällige Ostpreußisch des Professors hörbar, und fast gleichzeitig eilte vom Strande her eine Schar junger Leute empor, die Uhren in den Händen:

„Zweiundfünfzig Minuten, Papa," schrie der erste, „vom Lachsbach bis hierher."

Es entbrannte ein Streit um die Entfernung vom nächsten Badeort, ein lautes Hinundher. Die Spieler legten zum Entsetzen des Sanitätsrats die Karten nieder,

und als nun die Jugend von der Bootfahrt zurückkam, schwirrte es in der Veranda, daß man sein eignes Wort nicht verstand. Der Wirt mußte die drei Gerichte der Speisekarte immer wieder vortragen, an allen Enden wurde bestellt, einige Feriengäste gingen in das von ihnen bewohnte Fischerhaus zum Essen, andre wollten erst mal einen Grog zur Erwärmung. Endlich saß man leidlich, und das Abendbrot brachte einige Stille.

Dann lief einer in den niedrigen Saal ans Klavier, und schon drehten sich die ersten Paare.

Aline hatte eben mit Hermann Sander getanzt und saß aufatmend in einem Stuhl nahe der Tür, als Fritz sie aufforderte.

„Ach bitte, jetzt nicht," sagte sie.

Er machte ein enttäuschtes Gesicht und wollte zurücktreten.

„Nein, bleiben Sie hier, sehen Sie doch das hübsche Bild. Wie das durcheinanderwogt, jeder sich bemüht, nicht anzustoßen."

Sie lachte.

„Sehen Sie nur Hermann Sander, der tanzt mit Gefühl."

Fritz lächelte. Hermann hatte eine dicke, kleine Dame und reckte seine lange Figur doppelt auf, während er die Kleine vorsichtig herumdrehte.

„Und dort die Zwillinge!"

Zwei von Fritzens Kameraden, Zwillinge, die man immer verwechselte, tanzten mit zwei schlanken Mädchen und wechselten bei jedem zehnten Takt schleifend die Damen. Jetzt gaben sie sich einen Wink und führten die Mädchen an die Plätze; die hatten nicht gemerkt, daß es

zum Schluß beim Tausch geblieben war und der falsche Bruder sie zurückbrachte.

„Nun wollen wir tanzen," sagte Aline.

Und sie tanzten.

Draußen war der Mond aufgestiegen, und als man in tiefer Nacht weiter fuhr, glänzte die See immer wieder silbrig empor. In Warnicken waren die bestellten Zimmer bereit, rasch trennte man sich mit dem Ruf:

„Morgen um halb fünf!"

Und Aline sagte: „Ich freu' mich —."

Fritz war zeitig auf und rüttelte Hermann mühsam wach. Der sagte ganz ernsthaft: „Das wird mein Tod", stand aber dann rasch fertig da.

Es war recht kalt. Aline wartete, in ein dickes Tuch gehüllt, auf der Wiese vor dem Hause.

Schweigend stiegen sie in die dunkle Schlucht hinab, langsam am Ende des Einschnitts, hart an der See, die lange, schief getretene Treppe zur Höhe empor und standen nun schweigend an der Brustwehr.

Man hörte das Rauschen des Meeres, konnte aber in der Tiefe nichts erkennen. Im Westen flammte das Blinkfeuer des Leuchtturms in regelmäßigen Pausen. Da rauschte es lebhafter in den Eichen, ein kühler Zugwind fuhr über sie hin. Unwillkürlich hatte Aline die Hand auf Fritzens Arm gelegt; rasch zog sie sie zurück.

Jetzt erglomm unten rechts in der Ferne der Himmelsrand, ein leichter rosafarbener Strich erschien wie ein schmaler, loser Blütenkranz, dämmrig verbreitete sich der Schein über die Wogen, die nun erkennbar wurden, glitt näher heran, daß der Schaum rötlich erschien. Das Licht wuchs, ward breiter und höher, wurde eine Flamme, über-

purpurte das Meer, und rasch stieg die rote Scheibe der Sonne empor. Der Tag war da.

Immer noch sprachen sie kein Wort. Fritz aber sah von der Seite Aline an, die wie gebannt und verzaubert in die Sonne schaute. Sein Blick begegnete plötzlich dem Hermanns, der ihn von der andern Seite her traf. Beide wandten sich ab.

Dann riß Aline sich los, und sie gingen durch den Hain, ganz langsam, auf einem andern Weg, dem Hause zu.

Drittes Kapitel.

Fritz fuhr aus leichtem Schlummer empor und ſtieß mit dem Kopf gegen das Rückenpolſter. Die Tür des Abteils war geöffnet worden, und jemand hatte etwas hineingerufen. Indem er bemüht war, ſich zurechtzufinden, vernahm er vom Bahnſteig her immer wieder deutlich den Ruf: Eydtkuhnen, Eydtkuhnen. Er holte ſein Gepäck aus den Netzen und legte es auf die Bänke, da niemand außer ihm im Coupée war. Nach wenigen Minuten ging es weiter, der Lichtſchein des Bahnhofs verloſch, hier und da nur blitzte ein Signallicht auf, dann wurde es wieder ganz hell, der Zug hielt aufs neue, und ehe Fritz noch ſich irgendwie hatte umſehen können, waren zwei unterſetzte Geſtalten mit dunklen Mützen und weißen Schürzen die Trittbretter emporgeklettert, hatten ſein Gepäck an ſich geriſſen, und er hatte Mühe, ihnen durch das Gewühl in einen rieſigen Saal zu folgen, um den eine breite, ſchmutzige Bank lief. Innerhalb des Bankovals ſtand eine Anzahl ähnlicher Geſtalten wie die, die jetzt ſeine Koffer niederließen, und zahlreiche Beamte in verſchiedenen Uniformen. Eben verſchwand ein Gendarmerieoffizier mit den am Eingang abgenommenen Päſſen in einen kleinen Nebenraum, indes von der Tür her die Reiſenden ſich durch den ganzen großen Raum rings um die Zollbank verteilten. Hochelegante Geſtalten, gegen die kaum ſpür-

bare Herbſtkühle durch koſtbare Pelze verwahrt, ſtanden neben einfachen Reiſenden, Frauen mit bunten Kopftüchern, ein paar Bauern in hohen Filzſtiefeln, und überall tauchten Juden mit langen Bärten und Locken im Kaftanrock auf und ſchleppten mit Hilfe der Träger ihre Säcke und Kaſten zur Verzollung. Fritz mußte lange warten, bis einer der von Platz zu Platz gehenden Reviſoren auch an ihn kam, er mußte ſeine Koffer öffnen, und alles wurde genau geprüft und dann, da er nichts Zollpflichtiges hatte, jeder Koffer mit einem Kreidezeichen verſehen. An einer andern Ecke wurden die Päſſe aufgerufen; er erhielt endlich den ſeinen und trat nun durch eine Tür an der entgegengeſetzten Seite über einen langen Gang in den Warteſaal. Im Gegenſatz zu der freudloſen Öde der Zollkammer, die nur ein kleines Heiligenbild mit einem brennenden Lämpchen und ein großes Öldruckbild des Zaren Alexander geſchmückt hatten, war es hier außerordentlich behaglich. Der große Ofen war offenbar geheizt, eine kaum überſehbare Zahl von Tiſchen gedeckt, und an der breiten Rückwand ſtanden mehrere Buffets mit einer reichen Auswahl von Speiſen, dampfenden Teemaſchinen, Früchten, Kuchen.

Fritz nahm Platz, beſtellte ſich etwas zu eſſen und ſah aufmerkſam in das fremdartige Getriebe. An einer langen Tafel ſaßen wohl zwei Dutzend Offiziere, es wurde ſcharf gezecht und, wie Fritz mit Staunen ſah, an allen Ecken zwiſchen zwei Platten geraucht. Kam dann der neue Gang, ſo flog die Zigarette halb angeraucht auf die Diele. An einigen andern Tiſchen wurde deutſch geſprochen: er erkannte Phyſiognomien, die ihm von Königsberg her nicht fremd waren, vernahm dann wieder einen ſcharfen Akzent, den er kaum je gehört hatte.

Nach einer Weile näherte ſich in demütiger Haltung, die Mütze in der Hand, der eine ſeiner Kofferträger und wollte ihn offenbar bedeuten, daß ſein Gepäck eingeräumt ſei. Er löſte eine Fahrkarte und beſtieg den ruſſiſchen Zug. Als er von dem Seitengang des Wagens aus ein Abteil betrat, erkannte er in dem undeutlichen Licht der einzigen Stearinkerze, die über dem Fenſter angebracht war, ſeine Koffer und verabſchiedete den Mann. Nach einer ganzen Weile ſetzte ſich der Zug langſam in Bewegung und fuhr mit ſehr viel geringerer Geſchwindigkeit als der deutſche in die Nacht hinein. Fritz verſuchte durch die doppelten Scheiben etwas zu erkennen, gab dies aber bald auf und war auf den breiten, bequemen Polſtern nach wenigen Minuten eingeſchlafen. Am Morgen erwacht, fröſtelnd lief er den Seitengang auf und ab und ſah nun in die Landſchaft hinaus, die ihm öde genug erſchien. Faſt überall ſchlecht angebautes Land, moraſtige Wege, nichts, was ſich einer wirklichen Chauſſee vergleichen ließ. Ab und zu ein Dorf mit hölzernen Hütten, dazwiſchen eine grün gekuppelte Kirche. An den großen Stationen immer dasſelbe Bild, Bauern mit verwahrloſten Bärten in hohen Filzſtiefeln, Männer und Weiber in den gleichen graubraunen Stoff gehüllt und mit verſtändnisloſen Augen den Zug anſtarrend. Dazwiſchen Juden in großer Zahl, in lebhafterem Hin und Her.

Als er nach dem Mittageſſen auf einem großen Haltepunkt wieder in ſein Abteil zurückkehrte, fand er drei Perſonen darin. Einen jungen Mann in blauer Uniform mit ſilbernen Knöpfen, einen andern in ziemlich ſchäbigem Reiſeanzug und ein junges Mädchen in loſem, ſchwarzem Kleid. Sie hatte ihren Hut abgenommen und auf den

Schoß gelegt, so daß man ihr zu einem schlichten Knoten gedrehtes braunes Haar sehen konnte.

Die drei ließen sich durch ihn in ihrer lebhaften russischen Unterhaltung nicht stören, ja, als der nicht uniformierte junge Mann einmal besonders laut wurde und das junge Mädchen warnend eine Hand hob, unterbrach der andre sie und sagte etwas, was offenbar bedeutete, der Fremde verstände kein Russisch, und sie brauchten keine Sorge zu haben.

Fritz holte ein Buch aus seiner Handtasche und las einige Seiten, als das Gespräch plötzlich abbrach und er aufsehen mußte unter dem Gefühl, scharf beobachtet zu sein. Als er die Augen hob, sah er in der Tat, wie alle drei ihn unverwandt anblickten. Sie bemühten sich auch gar nicht, dies zu verbergen, und der nicht uniformierte junge Mann sagte jetzt deutsch, langsam, aber ganz richtig, mit unverkennbar russischer Aussprache:

„Verzeihen Sie, mein Herr, Sie haben da eine politische Schrift. Wie sind Sie damit über die Grenze gekommen? Wissen Sie nicht, daß das Buch in Rußland verboten ist?"

„Verboten? Ich habe keine Ahnung davon. Das ist ja ein ganz altes Werk. Ich hatte es (er wies nach oben) in dieser kleinen Tasche, und die hat der Beamte an der Grenze durchgesehen."

Jetzt lachte der Uniformierte wie toll.

„Das Rindvieh hat natürlich nicht deutsch lesen können."

Das Lachen steckte an, und alle fielen ein, das junge Mädchen mit einem dunkeln, ein wenig weichen Ton, der andre junge Mann, der Fritz angeredet hatte, mit spürbar bittrem Nebenklang.

„Ich rate Ihnen aber doch, das Buch hier wegzustecken," sagte jetzt das junge Mädchen, „man weiß in Rußland nie, was passiert."

Die Unterhaltung, die einmal in Gang gekommen war, brach nicht wieder ab. Sie erstreckte sich freilich nur auf gleichgültige Dinge, die Gegend, diese oder jene Sehenswürdigkeit Petersburgs, dem sie nun immer näher kamen. So oft Fritz auf ein allgemeineres Gebiet lenken wollte, russische Verhältnisse oder irgend etwas Politisches zu streifen begann, lenkten die andern die Bahn des Gesprächs so merklich ab, daß er sich schließlich fügte und in dem leichten Fahrwasser blieb.

Es stellte sich heraus, daß die Uniform des jungen Mannes die eines Studenten der Rechte war, so daß Fritz nicht umhin konnte, sich als Fakultätsgenossen vorzustellen. Der andere junge Mann war ein Apotheker, der in Petersburg in Stellung war, das junge Mädchen studierte gleichfalls in der Hauptstadt.

Der Abend war völlig hereingebrochen, da begann im Zuge eine lebhaftere Bewegung, immer mehr Lichter tauchten zu beiden Seiten auf, und nun erhoben sich auch Fritzens Reisegefährten, und alle vier machten ihr Gepäck fertig. Der eine fragte Fritz höflich, ob er ihm in Petersburg behilflich sein könnte, Fritz sagte jedoch, daß er von seinen Verwandten auf dem Bahnhof erwartet werden würde. Als der Zug bereits in den Bahnhof fuhr und die drei Russen vor Fritz das Abteil verließen, warf der Student hin, er wäre meist gegen eins bei Dominique. Ehe aber Fritz noch erfragen konnte, wo das wäre, hatten andre Fahrgäste und hereinstürmende Gepäckträger die Gesellschaft getrennt.

Als Fritz auf den Bahnsteig herniederstieg, sah er fast unmittelbar vor sich seinen Oheim stehen. Er ging auf den großen, blondbärtigen Herrn, der sich noch suchend umsah, zu und begrüßte ihn. Nach den ersten eiligen Fragen winkte der einem hinter ihm stehenden Diener, der Fritz das Gepäck abnahm, und nun strebten sie durch das Bahnhofsgewühl der Straße zu. Es schien Fritz, daß er noch nie eine solche Anzahl von Gefährten aller Art beisammen gesehen hätte, wie sie vor dem Bahnhof im Schmutz der Straße standen. Die Kutscher riefen und schrien durcheinander, Gepäckträger und Schutzleute riefen dazwischen, der Onkel hatte aber Fritzens Arm fest gepackt und führte ihn mitten zwischen den gestikulierenden Leuten hindurch zu einer Equipage, die sie aufnahm und von dem Kutscher, einem Russen in breitem, wattierten Mantel, mit großer Sicherheit zur Straße gelenkt wurde, auf der es nun in raschestem Trabe dahinging. Sie fuhren eine breite, hell erleuchtete Allee hinab, kamen dann durch schmalere und dunklere Straßen, bis sie plötzlich wieder in das grelle Licht einer Avenue einbogen, wie sie Fritz von solcher Breite noch nie gesehen hatte. Auf dem Fahrdamm konnten wohl zehn Wagenreihen nebeneinander fahren, und nun ließ der Kutscher, der in den Nebenstraßen etwas eingehalten hatte, den Pferden die Leine lang, und in raschester Gangart ging es ziemlich in der Mitte der Straße geradeaus. „Der Newskijprospekt," erklärte der Onkel. Man fuhr über eine Brücke, an einem rötlichen Palais vorbei, über einen weiten Platz, dann durch ein Tor zwischen zwei Häusern und hielt endlich in einer schmalen, von sehr hohen Gebäuden begrenzten Straße.

„Da wären wir sagte der Onkel in seinem harten Deutsch.

Sie stiegen aus, traten an einem sich tief verbeugenden Mann in schmierigem Pelz, der die Haustür aufhielt, vorbei in den marmornen Treppenflur und gingen dann eine breite Stiege hinauf bis zum ersten Stock, wo Fritz auf einem Messingschild in russischen Lettern den Namen seiner Verwandten sah. Er fuhr mit dem Finger von Buchstabe zu Buchstabe und lautierte:

„R—o—o—s—s."

„Richtig gelesen," sagte der Onkel; und indem tat sich die Wohnungstür auf, und eine helle Stimme rief von innen in durchaus ostpreußischen Lauten:

„Das war aber schwer, nicht wahr, Fritzchen?"

Die kleine, lebhafte Frau reckte sich an Fritz empor, küßte ihn gehörig ab und ließ ihn kaum von der Hand, während er Mantel und Hut ablegte. Dann führte sie ihn in ein großes Zimmer und hier zunächst unter die Lampe, betrachtete ihn um und um, schlug in die Hände und rief:

„Jungchen, was bist du nur in den fünf Jahren groß geworden."

Die Augen wurden ihr feucht, als sie sagte:

„Augen und Stirn hast du von der Mutter, aber sonst gleichst du ganz deinem Vater."

Fritz sah unterdessen, daß seines Vaters Bild gerade auf dem Tisch unmittelbar vor ihm stand, und küßte mit instinktiver Bewegung der Tante die Hand.

Nach einer Viertelstunde saßen die drei um den Teetisch. Frau von Rooß bereitete dem Neffen eigenhändig ein Glas Tee, der Oheim versorgte ihn mit allerlei Eßbarem, und während sie ihn zum Zugreifen nötigten, verlangten sie gleichzeitig unausgesetzt, daß er erzählen

ſollte. Die Tante kam vom Hundertſten ins Tauſendſte, und der Onkel warf zwiſchen ihre flink einherkommenden Fragen ruhigere Erkundigungen, ſo daß Fritz ſchließlich aufatmend ſich im Stuhl zurücklehnte und aus vollem Herzen lachte.

Da lachten die beiden mit, und jetzt beſchuldigte einer den andern, daß ſie Fritz nicht zum Eſſen kommen ließen; der Baron zwang ſeine Gattin, ſtillzuſitzen, er ſelber rührte in ſeinem Tee, und beide begnügten ſich damit, eine Weile zuzuſehen, wie es Fritz ſchmeckte.

Dann ſchob dieſer Teller und Glas von ſich, legte ſeine Serviette zuſammen, machte eine feierliche Verneigung im Sitzen und ſagte:

„Jetzt ſtehe ich zur Verfügung.“

Das erſte, was der Onkel fragte, war: „Du rauchſt doch?“ und nach Fritzens Bejahung nahm er ſeine Frau unter den einen, den Neffen unter den andern Arm, führte ſie durch die vom Diener geöffnete Flügeltür in ein rings mit Büchern beſtelltes zweites großes Gemach, holte mit förmlicher Verbeugung die Erlaubnis der Hausfrau ein, gab Fritz eine Zigarre und brannte ſich ſelbſt eine an. Drei Lederſtühle wurden um einen runden Tiſch in einer Ecke gerückt, und nun mußte Fritz wirklich erzählen.

Die Verwandten hatten ſich lange nicht geſehen. Baron Rooß hatte ſeine Frau kennen gelernt, als er vor fünfzehn Jahren beim ruſſiſchen Konſulat in Königsberg gearbeitet hatte, als junge Eheleute hatten ſie in Paris gelebt, dann eine Weile in Amerika, wo er Konſul geweſen war. Vor fünf Jahren hatte Rooß den Abſchied genommen, war damals zum letztenmal mit ſeiner Frau in Königsberg geweſen, ſie hatten ſich dann bald auf ihrem Gut in Kur-

land, bald auf Reisen im Orient aufgehalten und waren nun zum erstenmal seit längerer Zeit in ihrer Petersburger Stadtwohnung eingekehrt.

Es gab also auf beiden Seiten viel zu berichten, insbesondere die Tante konnte nicht genug Kleines und Kleinstes aus der Heimat hören, schloß aber immer wieder mit der Beteuerung, sie werde schon dafür sorgen, daß es Fritz in Petersburg gefallen solle. Sie wollte schon ein Tagesprogramm für die Wochen machen, die Fritz hier zu verbringen vorhatte, der Baron unterbrach sie aber und sagte:

„Anna, warum willst du dir die Mühe machen? Du stößt ja doch morgen alles wieder um. Lassen wirs doch darauf ankommen."

Frau Anna war rot geworden, was der noch sehr jugendlichen Frau gut stand, rüttelte ihren Mann bei den Haaren und sagte dann zu Fritz:

„Siehst du, so ist er. Also machen wir kein Programm. Einen Bädecker habe ich vorher bei deinem Gepäck gesehen. Du hast also die Erlaubnis, frei in Petersburg umherzugehen, und wenn du einmal nicht weiter kannst, so rufe einen Istwoschtschik und sage ihm: ‚Galernaja dom Dawidoff', dann bringt er dich hierher."

Fritz wiederholte gehorsam und bat dann um die Erlaubnis, auf sein Zimmer zu gehen, da es inzwischen spät geworden war.

Sein Onkel sah nach der Uhr.

„Spät? Ein Uhr. Du wirst dich erst an russische Zeitrechnung gewöhnen müssen, lieber Freund: aber für heute seist du in Gnaden entlassen. Wir sind noch eingeladen."

Staunend sah Fritz auf und bemerkte jetzt erst, was ihm unter dem lebhaften Hin und Her nicht aufgefallen war, daß der Onkel den Frack trug und die Tante gleichfalls ein Gesellschaftskleid angezogen hatte.

„Ja, so leben wir hier," sagte sie lachend, und damit trennte man sich für heute.

Viertes Kapitel.

In Fritzens morgendliche Träume, die zwischen der Heimat und der Reise hin- und hergaukelten, schellte es hinein; zuerst ein scharfer Glockenton, nach einer Pause ein leichtes Geklingel und dann mit kaum merkbaren Zwischenräumen immer wieder Glocken und Glöckchen. Er erwachte, sah geblendet in das überaus hellglänzende Zimmer und ging dann zum Fenster: betroffen, verwundert starrte er auf das Bild, das sich ihm bot — es schneite in dichten Flocken, und unten fuhr ein Schlitten neben dem andern, nach dem andern vorüber, elegante Gespanne mit zwei Pferden, an deren dunkelblauen, langen Decken, die sich bis zum Bock spannten, silberne Glöckchen schaukelten, Droschken, elende Marktwagen, und die wenigen noch auf Rädern laufenden Gefährte dazwischen kamen nur langsam in dem Schnee weiter. Die wenigen Fußgänger trugen Pelze und hohe Galoschen.

Als er zum Frühstück kam, fand er seine Verwandten vor einem lodernden Kaminfeuer sitzen. Rooß rief ihm entgegen:

„Du hast Glück. Nun lernst du doch Petersburg wirklich kennen. Solange hier noch halbe Herbstwärme, Staub und Schmutz sind, ist die Stadt unerträglich; wenn der erste Schnee fällt, wird sie schön. Wir fahren nachher aus."

Und sie fuhren. Der Schlitten machte eine Schleife um den Petersplatz, und Fritz ging durch den hohen Schnee, um das Denkmal Peters des Großen zu betrachten. Es enttäuschte ihn trotz der großen Lebhaftigkeit der Bewegung ein wenig, weil der Fels, auf dem es stand, ihm zu niedrig erschien im Verhältnis zu dem gewaltigen, ziemlich wüsten Platz. Langsam bog der Schlitten dann an der Isaakskathedrale vorbei auf den großen Prospekt. Hinter einer von zwei Seiten zusammenlaufenden, hochgestuften Säulenhalle erhob sich eine mächtige Kirche, wie der Baron ihm erklärte, die der Mutter Gottes von Kasan. Der Schlitten bog ab, vor einem Marienbilde an der Außenwand hielt er, der Kutscher reichte wortlos seinem Herrn die Leine, stieg ab, warf sich auf den beschneiten Boden hin, neigte das Haupt vor dem Heiligenbild bis zur Erde und verharrte so eine kleine Weile. Dann stieg er wieder auf, durchaus mit der Miene eines Mannes, der etwas Selbstverständliches getan hat, und lenkte das Fuhrwerk weiter. Fritz hatte den Baron erstaunt angesehen, der aber zuckte nur die Achseln, als ob eine Erklärung nicht weiter nötig wäre, und sie fuhren weiter. Es war jetzt sehr lebhaft auf der breiten Straße. Hier und da wurden Frauen von Polizisten über den wagenerfüllten Damm bis auf den sichern Bürgersteig der anderen Seite geführt. Der Schlitten kreuzte einen Kanal, wendete dann, fuhr wieder zurück, die Pferde nahmen eine schnellere Gangart an, und nach wenigen Minuten waren sie auf einer Brücke. Unwillkürlich erhob sich Fritz und legte dem Kutscher die Hand auf die Schulter, der auch sofort hielt. Mit weiten Augen starrte er auf den unendlich breiten Strom, der sich zur Rechten dehnte wie ein See und um so majestäti-

ſcher wirkte, als er faſt völlig frei war, nur hart am Ufer ſah man ein paar kleine graue Schiffe, Torpedoboote, wie der Onkel ihm ſagte, und ganz von fern ein paar Dampferchen, auf deren Bänken allerlei Volks ſich befördern ließ.

Das war der erſte Eindruck, den Fritz nun auf einſamen Wanderungen vertiefte und erweiterte.

Eines Abends kam er, müde gelaufen, zu Tiſch. Sie waren in den letzten Tagen faſt immer noch in den ſpäten Abendſtunden ausgegangen, in Geſellſchaft oder ins Theater — heute blieben ſie zu Hauſe.

Als ſie in den Seſſeln des Bibliothekzimmers ſaßen, fragte Rooß:

„Nun ſage einmal, was iſt dir hier am meiſten aufgefallen?“

Fritz dachte einen Augenblick nach, ſtützte den rechten Arm auf die Stuhllehne und ließ ſeine fünf Finger nacheinander paſſieren. Dann ſagte er: „Im Grunde viererlei,“ während er den Daumen von einem zum andern Finger führte.

Die Tante ſprang auf, lief auf ihn zu und ſchüttelte ihn.

„Pedant, Pedant. Alles legt er ſich zurecht, von eins bis vier.“

Der Onkel tat wie gewöhnlich, als ob er ſolche Ausbrüche überhöre, und ſagte:

„Alſo laß hören.“

Fritz begann:

„Erſtens die vielen Uniformen. Ich habe neulich gezählt (er zählt ſchon wieder, rief Frau von Rooß), zwiſchen der großen Morskaja und der Kaſankathedrale habe ich auf

der einen Seite des Newskij hundertundfünf Menschen getroffen, von denen siebenundfünfzig Uniformen trugen."

„Gut beobachtet," sagte der Onkel. „Aber weiter."

„Zweitens das Elend in den entlegeneren Vierteln. Ich bin dort so oft angebettelt worden und habe so namenlose Verkommenheit gesehen, daß ich schließlich geradezu geflohen bin."

Anna war sehr ernst geworden und sah vor sich hin. Auf Rooß schien das Gehörte keinen Eindruck zu machen. Er meinte nur:

„Gleichfalls richtig. Aber weiter."

„Die vielen deutschen Schilder, besonders auf dem Newskij. Manchmal zeigt jeder einzige größere Laden, auch die Bankhäuser deutsche Namen. In einzelnen Straßen habe ich fast nur deutsch sprechen hören."

„Wieder richtig. Und das Letzte?"

Fritz schwieg eine Weile.

„Das Letzte," sagte er dann, „ist das eigentlich Große und Neue: die ungeheure Weiträumigkeit, die alles hier hat. Ihr habt hier mitten in der Stadt einen Paradeplatz, wie ich ihn nie für möglich gehalten hätte; darauf könnte ja eine ganze Stadt stehen. Man denkt zunächst, hier wäre Petersburg zu Ende, aber nein, die Stadt liegt rings um diesen Riesenplatz herum. Und so ist es überall. Man meint, hier wäre Platz für Millionen und Millionen. Und im Verhältnis dazu erscheint mir das Leben, wenn man vom Newskij und ein paar andern Straßen herunterkommt, nicht besonders stark, es verliert sich eben. Es ist auch gemächlicher als etwa in Berlin."

„Er beobachtet gut, nicht wahr, Anna?" sagte Rooß.

Sie nickte. Fritz fuhr fort:

„Ich habe in den letzten Monaten natürlich einige russische Bücher gelesen, sie haben mich sehr gefesselt, aber verstanden hab' ich sie erst auf der Reise und hier."

Der Diener trat ein, meldete etwas in russischer Sprache und ging wieder hinaus. Rooß sagte:

„Wir bekommen Besuch."

Da gingen schon die Türen auf. Ein Herr in glänzender Uniform trat mit einer sehr eleganten Dame ein. Fritz wurde vorgestellt. Es war ein Offizier der Preobraschenskij-Garde mit seiner Frau. Und ehe sie noch richtig Platz genommen hatten, folgten ein paar andre Herren und Damen, in wenigen Minuten war ein lebhaftes Gespräch im Gange, es wurde durcheinander deutsch, russisch, französisch gesprochen, nach einer Weile wurden die Nebenräume geöffnet, im Eßzimmer stand Tee mit allerlei kalten Speisen. In der Bibliothek setzten sich einige Herren zu einer Partie Wind, indes andre die Damen unterhielten.

Fritz war mit zwei jüngeren Herren in ein lebhaftes Gespräch geraten. Der eine, Kurländer wie Rooß, war Redakteur einer deutschen Zeitung Petersburgs und schrieb, wie es sich herausstellte, auch für reichsdeutsche Blätter, der andre war ein deutscher Jurist, der der Botschaft zugeteilt war. Fritz mußte wieder etwas von den Eindrücken berichten, die Petersburg ihm machte. Plötzlich sprang der werdende Diplomat wie elektrisiert auf und lief zu den Damen hinüber.

„Gnädigste Frau," sagte er zu der Hausfrau, „bedenken Sie nur, Ihr Neffe ist noch nicht Troika gefahren. Sie würden es sich nie vergeben, wenn jetzt das Wetter umschlägt und er nach Deutschland zurück müßte, ohne das gehabt zu haben."

Lachend ſtimmte man bei, ein paar jüngere Damen rieſen erregt durcheinander, und ſofort wurde eine Fahrt beſchloſſen. Fritz, der nachgekommen war, fragte den Anreger:

„Wann darf ich Sie alſo morgen abholen?“

Der aber lachte ihm hell ins Geſicht.

„Morgen? Wir fahren ſofort los.“

Und eine junge Frau rief:

„Und nachher wird bei mir Tee getrunken.“

Unwillkürlich ſah Fritz auf die Kaminuhr, ſie zeigte auf Mitternacht. Der junge, queckſilbrige Graf war ſchon hinausgelaufen und kehrte nach ein paar Sekunden zurück, indem er zu Frau von Rooß ſagte:

„Ich habe mir erlaubt, Ihren Diener hinunterzuſchicken, Baronin. Vielleicht machen ſich die Damen immer fertig.“

Die älteren Herren wollten ſich im Spiel nicht ſtören laſſen; man ſtieg ſchon, in Pelze eingehüllt, lebhaft ſprechend die Treppen hinunter, der Diener kam ihnen entgegen und meldete, daß eine Troika unten ſtände, ein anderer ſchleppte Decken hinterher.

Unten ſtand ein hochgebauter Schlitten. Die Rückwand war weit geſchweift. Hier wurden die drei Damen, dicht mit Pelzen und Decken umſtopft, untergebracht, auf den ſchmalen Sitz ihnen gegenüber ſetzten ſich die drei Herren, und nun ging es fort. Das Pferd in der Gabel rannte in ſcharfem Trab, die links und rechts davon eingeſpannten galoppierten unausgeſetzt. Der junge Graf gab durch kurze ruſſiſche Zurufe dem Kutſcher die Richtung an. Man flog über den Petersplatz, dann das totenſtille

Marsfeld entlang, in etwas langſamerem Zeitmaß über eine Brücke. Links und rechts lag die Newa glänzend da. Nun war man in einem ſtillen Park, und dann ging es in raſcheſtem Tempo, ſo daß ſich alles lachend feſthalten mußte, durch breite, gerade, ſtille Straßen. Hier und da ſprang ein ſpäter Fußgänger erſchreckt zur Seite, wieder kam man über Brücken, wieder durch Anlagen, deren Bäume unter Schneelaſten ſtanden und leiſe ſtäubten, wenn das Gefährt an ihnen vorbei ſauſte. Jäh hielt der Schlitten an. Schon war der Graf draußen, nahm die Pelzmütze ab, faßte Fritz bei der Hand, führte ihn an den Rand der Straße und präſentierte feierlich.

„Hier, hochverehrter Herr Landsmann, den Point!“

Fritz ſah zunächſt gar nichts. Der Mond war hinter Wolken getreten, eine müde Laterne warf gerade ein paar Meter um ſich ein vages Licht, und ſo ſtand er mit der leichten Verlegenheit ſtill, die einen befällt, wenn einem etwas gezeigt und geprieſen wird, das man nicht verſteht und erkennt. Jetzt vernahm er einen leiſen Wellenſchlag, es umwitterte ihn bekannte Luft, ſalzig und friſch, er machte noch ein paar Schritte, hielt die Hände über die Augen und ſah nun auf eine grünlich glänzende Fläche hinaus, von der es ihm mit vertrautem Takt entgegenſchlug. Wie ungläubig wandte er ſich um und ſah, daß nun Frau Anna neben ihm ſtand, ſo dicht, daß er ein Leuchten in ihren Augen erkennen konnte; ſie faßte ſeine Hand und ſagte:

„Ja, Fritz, unſre See!“

Da ward ihm froh und leicht. Er ſah wieder hinaus, und da nun die dichteren Wolken ſich verzogen hatten und nur ein leichtes, weißes Flortuch vor dem Mond ſtand, er-

kannte er weithin die Dehnung des Meeres, das eben lauter aufrauschte, zu ihnen herüber.

Seine Gedanken gingen fast unbewußt zurück, einen Augenblick überschauerte es ihn im Nachgefühl der schweren Minuten, die er vor kurzem noch an jenem Sturmtage erlebt hatte, und dann wieder zog der Sonnenaufgang auf der Höhe durch seinen Sinn, er wandte den Kopf wie suchend und fand sich nun doch allein und an andrer Stelle. Aber es war die See, unsre See, wie Anna eben gesagt hatte, und so ging er auf den Führer des nächtlichen Ausflugs zu und dankte ihm.

„Na, sehen Sie," sagte der nur. „Nun aber zurück, daß die Damen sich nicht erkälten."

Man packte sich wieder ein, und im raschesten Rennen ging es wieder zur Stadt. Man hielt am Moikakanal vor einem niedrigen, roten Hause, wo eben von der andern Seite her zwei Droschkenschlitten vorfuhren. Rooß, der Offizier und die beiden andern Herren stiegen aus, man trat zusammen ein, begrüßte mit lautem Wohlbehagen die warmen Zimmer und setzte sich aufs neue um den Teetisch, der, so schien es, schon für nächtlichen Besuch bereit gehalten war. Bald war wieder die lebhafteste Unterhaltung im Gange. Fritz mußte Proben seiner langsam erlernten russischen Sprachkünste geben, der Offizier setzte sich an den Flügel und spielte ein paar Takte, man sprach über die letzte Aufführung des kaiserlichen Balletts, und erst in früher Morgenstunde fand man sich wieder heim.

Als Fritz spät am andern Vormittag über den Newskij ging, sah er an einem Hause gegenüber der Kasankathedrale ein Schild: Dominique. Viele Leute gingen hinein und heraus, andre saßen hinter den Scheiben und speisten.

Jetzt fiel ihm ein, daß sein Reisegefährte ihm den Namen genannt und gesagt hatte, daß er ihn da finden würde.

Er trat ein und schritt suchend durch das wenig einladende Lokal. In der Luft lag ein Geruch, gemischt aus Zigarettenqualm, Teebrodem und jenem spezifisch russischen Speiseduft, gemengt aus dem Geruch von Kohlsuppe, Fleischpasteten und Fischen, der einen durch ganz Rußland begleitet. Der Fußboden war unsauber, abgerauchte Papyrosse, Streichhölzer lagen umher, an den kleinen Tischen saßen allerhand Leute, gutgekleidete und ungepflegte, aßen, tranken, rauchten.

Seine Bekannten konnter er nirgends entdecken, so setzte er sich, da die Fensterplätze nicht frei waren, an einen Tisch ziemlich im Hintergrunde und bestellte sich ein Glas Tee und etwas zu essen. Neben ihm wurde lebhaft gestikuliert, offenbar saßen hier ein paar Leute von der Börse, andre lasen Zeitungen, Kellner liefen hin und her, plötzlich standen die Vordersten auf, einige von hinten rannten zur Tür, Fritz ging unwillkürlich mit, da sah er, wie auf der breiten Straße alle Fuhrwerke links und rechts hielten, die Menschen stillstanden: ein alter Bauer ganz vorn am Straßenrand hatte die Mütze in die Hand genommen und beugte sich fast bis zur Erde, und nun kam im raschesten Tempo in der Mitte der Straße ein offner, zweispänniger Schlitten daher, einen Jäger auf dem Bock, alles grüßte schweigend, und der Zar, mit ehernen Zügen ins Volk sehend, hob lässig die Rechte an die schwarze Pelzmütze.

Fritz ging an seinen Platz zurück und sah jetzt plötzlich fast unmittelbar neben sich den kleinen Apotheker, mit dem er das Coupé im Zuge geteilt hatte. Betroffen schaute

er ihn an, denn jener saß da und sah mit einem Blick, in dem Haß und Zorn wie reglos verschmolzen erschienen, noch immer zur Straße hinaus. Jetzt fühlte er, daß jemand ihn ansah, wandte sich um und streckte Fritz die Hand entgegen.

„Ach, Sie sind es," sagte er, offenbar bemüht, freundlich zu sprechen, und doch mit einem gequälten Ton in der Kehle. „Kommen Sie also doch einmal? Gestern hätten Sie mich beinahe überfahren."

„Ich Sie?" fragte Fritz erstaunt.

„Ja, Ihre Troika sauste ja über die Insel wie nicht klug."

„Ach so," sagte Fritz. „Gingen Sie so spät noch spazieren?"

„Ja, ich ging spazieren," sagte der andre mit merkwürdigem Ausdruck und brach dann ab. „Wie gefällt Ihnen Petersburg?" fragte er plötzlich in ganz harmlosem Ton.

Fritz gab Auskunft, und das Gespräch ging eine Weile ohne sonderlichen Reiz hin und her. Jetzt kam auch der uniformierte Student und setzte sich zu den beiden. Unwillkürlich sah Fritz sich um, ob die Studentin nicht mitgekommen wäre. Diesen Augenblick benutzten die beiden, um sich russisch etwas zuzuflüstern. Dann fragte der Student, ob Fritz schon in der Eremitage gewesen wäre.

Er bejahte, mußte aber gestehen, daß ihm viele der Bilder infolge ihrer schlechten und gedrängten Unterbringung nicht den gewünschten Eindruck gemacht hätten, besonders die Rembrandts.

Der andre schien darauf aber wenig Wert zu legen, sondern wollte wissen, ob Fritz auch die übrigen Kostbar-

keiten dort gesehen hätte, und wieder tönte dabei auch bei ihm jener höhnische Unterton empor, den der kleine Apotheker vorher gehabt hatte. Er merkte, wie sich die beiden einen Blick des Einverständnisses zuwarfen und sofort etwas andres begannen, während am Nebentisch zwei militärisch aussehende Männer in schlecht getragenem Zivil Platz nahmen und, wie es Fritz schien, gelegentlich, aber nicht unabsichtlich hinüberblickten.

Jetzt sagte der Student ganz laut auf russisch:

„Ich muß zahlen und dann in die Universität."

„Gut," erwiderte der Apotheker, „ich gehe auch; heute abend also im Marien-Thater."

Am Nebentisch warfen sich die beiden neuen Kömmlinge einen Blick zu, während sich gleichzeitig Fritzens Genossen blitzartig ansahen.

Dann stand man auf, und Fritz ging nachdenklich nach Hause. Beim Abschied hatte ihm der Student noch gesagt:

„Kommen Sie doch mal wieder."

Fünftes Kapitel.

Fritz hatte nicht rechte Luſt, der Aufforderung zu folgen. Hinter den wenigen Worten, die er mit den Reiſebekannten getauſcht hatte, ja, hinter ihren Blicken und Gebärden lag irgend etwas Seltſames, das er nicht enträtſeln konnte und das ihn im Grunde nicht anzog. Er wußte nicht recht, was er aus den jungen Leuten machen ſollte. Die Ruſſen, die er in den Kreiſen ſeiner Verwandten kennen gelernt hatte, mochten ſie nun deutſcher oder ſlaviſcher Herkunft ſein, waren ſo ganz anders, leichtlebig, genußfreudig, hatten bei ihrer mehrſprachigen Erziehung allerlei Literatur mehr genaſcht als erfaßt, und es ließ ſich mit allen gut leben und auskommen, wenn auch freilich irgend ein tieferer Anſchluß ſelbſt dem Oheim gegenüber kaum möglich war. Als Fritz einmal anfangen wollte, politiſche Fragen an ihn zu richten, hatte Herr von Rooß das abgewehrt.

„Man ſpricht in Rußland nicht über Politik.“

Der junge Attaché, der ihm ſo freundlich entgegengekommen war und den er mehrfach beſucht hatte, mochte auch nichts von ſolchen Geſprächen wiſſen, war überdies erſt ein Vierteljahr hier und ſtöhnte, wenn er von der Botſchaft kam, zur Genüge darüber, daß er ſich einen ſchönen Teil des Tages mit politiſchen Akten hätte plagen müſſen.

So war denn in Fritz, wie das wohl so geht, das Gefühl groß geworden, es müsse schließlich so sein, wie es sei, und er hatte, was sonst gar nicht seine Art war, das innere Fragen fast aufgegeben, bemüht, zu beobachten und, was sich ihm bot, zu genießen.

Jetzt war er häufiger allein, der Oheim war für einige Tage zu einer Adelsversammlung nach den Ostseeprovinzen abgereist, Anna mit den Vorbereitungen eines Wohltätigkeitsfestes unter dem Schutze einer Großfürstin beschäftigt. Da kamen Fritz Stunden, in denen er nach langem Umherstreifen durch die entlegeneren elenden Viertel der riesigen Stadt doch wieder auf die alten Fragen stieß. Und er konnte das Gefühl nicht bannen, daß jene der gesellschaftlichen Umgebung der Seinen so fern stehenden Menschen ihn da irgendwie weiter bringen könnten, daß es doch lohne, ihnen nicht aus dem Wege zu gehen.

So betrat er denn wieder das Café Dominique und fand diesmal sofort die beiden, die er suchte, mit noch zwei Studenten am Tisch sitzen. Man empfing ihn zuvorkommend, lud ihn ein, Platz zu nehmen, plauderte dies und das, bis er sich eine Frage nicht mehr versagen konnte, die ihm schon die ganze Zeit auf den Lippen brannte. Er hatte zu Hause ein damals Aufsehen erregendes Buch über Sibirien gelesen und keinerlei Handhabe besessen, zu scheiden, inwiefern hier Wahres und Falsches gemischt sein mochten. So fragte er denn danach.

Die Antwort war ein allgemeines Verstummen. Der kleine Apotheker sah sich vorsichtig um und sagte dann halblaut: „Mein wißbegieriger Herr, das Buch ist bei uns verboten, und über solche Dinge spricht man nicht bei Dominique."

Fritz entschuldigte sich und sagte dann ganz ruhig, er hätte von Rußlands politischen Verhältnissen im Grunde hier kaum etwas gesehen oder gehört und hätte das Gefühl gehabt, hier etwas erfahren zu können.

Der Student, den er schon kannte, sah ihn von der Seite an, verständigte sich durch einen Blick mit den Übrigen, sah noch einmal durch den Raum, der jetzt, da die Frühstücksstunde vorbei, fast unbesucht war, und sagte dann in gewollt gleichgültigem Ton:

„Trinken Sie doch heute abend mit uns Tee."

Und ehe noch Fritz seine Wohnung hätte erfragen können, stand alles geräuschvoll auf, und mitten unter dem Stühlerücken sagte der Student ihm leise mit scharf akzentuierter Stimme eine Adresse. Fritz fragte:

„Wann darf ich kommen?"

Und jener erwiderte:

„Von neun Uhr ab."

Die Kälte hatte nachgelassen, es war Tauwetter und in den Straßen ein unergründlicher Schmutz. Durch üble Gassen fand sich Fritz endlich zu einem hohen, schmalen Hause, stieg drei schmierige Treppen hinauf und machte dann vor einer Tür Halt, die sich fast augenblicklich öffnete. Der Student Iwanow erschien und führte ihn über einen kleinen, dunklen Korridor in ein größeres Zimmer, wo ihm zunächst der jedes russische Gemach von der Kneipe bis zum Festsaal irgendwie durchziehende Zigarettenrauch entgegenschlug. Es war eine größere Gesellschaft versammelt, er sah noch einen von den drei Studenten, die er vormittags bei Dominique getroffen hatte, den kleinen Apotheker, drei oder vier andre junge Leute, darunter einen mit einem scharf ausgeprägten jüdischen Rassekopf

und zwei Frauen. Er erkannte in der einen seine Reisegefährtin, die wieder das lose, schwarze Kleid trug, begrüßte sie und wurde den andern durch Iwanow mit einer allgemeinen Handbewegung als ein deutscher Bekannter vorgestellt. Weder sein Name, noch die der Anwesenden wurden genannt.

Es wurde hin und her gesprochen, in der einen Ecke russisch, in der andern deutsch. Fritz hatte sich mit Iwanow in ein Gespräch eingelassen und ließ sich von ihm das System der Verbannungen schildern.

„System. Was heißt hier schließlich System," sagte der. „Das einzig Systematische daran ist die Willkür der Machthaber."

Natja, die junge Studentin, die dabei stand, nickte mit dunkel leuchtenden Augen. Iwanow erzählte weiter, sprach von Bekannten, die man verschickt hatte, von andern, die glücklich durch Bestechung entkommen waren, zeigte ihm einen ältern Mann in der Ecke, der nach zehnjährigem Aufenthalt zurückgekehrt war.

Das halblaute Sprechen ringsherum übte einen verwirrenden, betäubenden Einfluß auf Fritz. Er fand sich wie in einer fremden Welt. Natja, die das merkte, sagte, als Iwanow von einer andern Gruppe abgerufen wurde:

„Sie staunen. Aber so sind wir. Öffentlich darf man nicht sprechen. Was sollen wir tun?"

Ihre Augen glänzten wieder in jenem düstern Licht.

„Irgendwie," sprach sie mit unterdrückter Leidenschaft weiter, „muß es doch heraus, wenn wir nicht ersticken wollen. Sehen Sie, man spottet über uns, und Ihr Deutschen vor allem, daß wir das Volk der endlosen Debatten seien. Wer hat uns denn dazu gemacht? Was soll

der tun, der nicht handeln darf? Und schließlich: ist nicht jeder von uns bereit, zu leiden? Sehen Sie jenen (sie zeigte auf den aus Sibirien Zurückgekehrten), bei dem hat man ein paar deutsche sozialistische Schriften gefunden. Seitdem wurde er bewacht. Dann hat er in einer Versammlung gesprochen, die ganz unpolitisch war; ich glaube, es handelte sich um die Erbauung einer Volkslesehalle. Du lieber Gott, eine Volkslesehalle in Rußland, wo wir achtzig Prozent Analphabeten haben. Er hat sich da wohl nicht ganz vorsichtig ausgedrückt, er wurde auf zehn Jahre verschickt. Nun sehen Sie, was aus ihm geworden ist."

Fritz sah den Mann an, in dessen blutlosen Händen ein unausgesetztes Zittern war, dessen Ohren wachsbleich von dem grauen Kopf abstanden.

„Wissen Sie, wie alt er ist?" fuhr Natja fort. „Fünfunddreißig Jahre. Und nun ein Greis."

In dem Augenblick vernahm man ein leises Klopfen an der Tür, alles wurde still, Iwanow ging hinaus und kam mit einem jungen Mann wieder, der in fliegender Erregung war. Er warf seinen triefenden Hut auf den Boden, streckte die Arme weit aus und schrie mit dem letzten Hauch, den ihm offenbar der hastige Treppenlauf gelassen hatte:

„Chanschy ist frei!"

Dann brach er auf der Stelle, wo er stand, zusammen und schluchzte fassungslos. Aber niemand beachtete ihn mehr. Alles drängte sich um die junge Frau, die neben Natja saß und wie erstarrt geradeaus sah. Man drückte ihr die Hände, man umarmte sie, und die Vorsicht, mit der man vorher gesprochen hatte, schien für Minuten völlig

verſchwunden. Sie aber antwortete nichts, ſondern ſtand plötzlich auf, ging durch den Haufen, der ihr Platz machte, auf den immer noch am Boden Sitzenden zu, rüttelte ihn bei den Schultern, und während die erſten Tränen ſich von ihren Wimpern löſten, ſchrie ſie ihn mit einer in letzter Erregung zitternden und bebenden Stimme an:

„Du lügſt, du lügſt!“

Da raffte der ſich auf, taumelte in die Höhe, und die Hand auf die immer noch wogende Bruſt gepreßt, ſagte er abſatzweiſe:

„Nein — er iſt frei — morgen kommt er her. — Sie haben ihm nichts nachweiſen können. —“

Da richtete ſich die junge Frau, deren vergrämte Züge vorher wie im Schlummer gelegen hatten, hoch auf, ein unbeſchreiblich ſchmerzliches und doch ſieghaftes Lächeln legte ſich um ihren ſchmalen Mund, ſie preßte die Hände gegen die Schläfen und ſtand ſo eine ganze Weile, wie in ſich ſelbſt hineinhorchend.

Fritz, in dem peinlichen Gefühl des Unbeteiligten, der nicht weiß, warum die andern ſich erregen, war an das Fenſter getreten; nun trat Natja zu ihm und ſagte:

„Sehen Sie, dieſer Chanſchy, Monjas Mann, ſtudierte in Bern. Er will ſich ſeinen Paß verlängern laſſen, man verweigert es ihm. Er ſoll ſelbſt nach Hauſe kommen. Er will nicht. Da bedroht man ſeine alten Eltern, Kleinbürger in einem ſüdlichen Gouvernement. So muß er kommen. Und hier wird er an der Grenze ſchon in Empfang genommen, ins Gefängnis gebracht wegen Beteiligung an politiſchen Umtrieben. Wir hatten alle geglaubt, ihn nie wiederzuſehen. Nun iſt er doch frei gekommen. Wer weiß, warum. Natürlich muß er ſofort wieder über

die Grenze, wenn er jetzt den Paß bekommt. Jetzt wird der arme Teufel Revolutionär werden. Wer soll's ihm verdenken? Bedenken Sie, was es heißt, dreiviertel Jahre ohne Gericht, ohne jede Verbindung mit der Außenwelt in einem russischen Gefängnis sitzen."

Der zuletzt Gekommene berichtete nun ruhig, daß Chanschy morgen hier sein würde, und es wurde beraten, wie er so schnell wie möglich nach der Schweiz zurückkehren sollte.

Monja, du mußt mitgehen," sagte Iwanow.

„O wie gern," erwiderte sie. „Aber wir haben kein Geld."

Ohne weiteres sagte einer:

„Das gibt Bogdan."

Und der kleine Apotheker sagte das sogleich zu. Fritz fiel auf, daß gar kein Wesens hiervon gemacht wurde, daß diese Menschen gegenseitige Hilfe als etwas ganz Selbstverständliches betrachteten.

So war man wieder ruhiger geworden. Die beiden Frauen saßen enge beieinander, die Männer ringsherum.

Jetzt wandte sich das Interesse wieder Fritz zu. Es wurde hin- und hergesprochen, und schließlich sagte Iwanow:

„Wir wollen zu Ehren unseres deutschen Gastes heute zum Schluß etwas in deutscher Sprache lesen."

Und er nahm ein kleines Buch vor und fragte Fritz:

„Kennen Sie Turgenjews ‚Neue Generation'?"

Fritz verneinte.

Iwanow entwarf in kurzen Zügen ein Bild des Romans und las dann das letzte Kapitel. Alles lauschte aufmerksam. Diese Menschen lebten den Ausklang der

Dichtung offenbar voll mit. Und nun kam Iwanow zum Schluß:

„Sie gehen?“ sprach Paklin. „Sagen Sie mir wenigstens, wo Sie wohnen.“

„Ich habe keine bestimmte Wohnung.“

„Ich verstehe: Sie wollen nicht, daß sie mir bekannt sei. Nun so sagen Sie mir doch wenigstens dies Eine: Stehen Sie noch immer unter der Leitung des Wassili Nikolajewitsch?“

„Wozu wollen Sie das wissen?“

„Oder vielleicht unter der eines andern, — des Sidor Sidoritsch?“

Thekla antwortete nicht.

„Oder unter dem Befehl eines Namenlosen?“

Thekla überschritt bereits die Schwelle.

„Ja, möglicherweise unter dem Befehl eines Namenlosen.“

Sie zog die Tür hinter sich zu.

Lange Zeit stand Paklin unbeweglich vor dieser geschlossenen Tür.

„Namenloses Rußland!“ sagte er endlich.“ --

Es war eine gewaltige Stille in dem kleinen Raum.

Dann sagte Monja mit einer vor Erregung zitternden Stimme:

„Namenloses Rußland!“

Und ohne ein weiteres Wort trennte man sich, stieg leise die Treppen hinab und verteilte sich unten rasch nach verschiedenen Richtungen. Bogdan schloß sich Fritz an und sagte:

„Ich führe Sie noch bis zum Fünfeckenplatz, da finden Sie Droschken. Ich brauche Sie wohl nicht zu bitten, von

unſrer Zuſammenkunft in Ihren Kreiſen nicht zu ſprechen.“

Fritz verſprach das ſelbſtverſtändlich und fuhr davon. Als ſein kleiner Wagen auf den Newskij einbog, traf er ſingende und johlende Leute, halb trunken. In der Mitte der Straße jagten glänzende Equipagen einher, zur Seite fuhren langſam kleine Iſtwoſchtſchiks mit geſchminkten Dirnen, die Vorübergehenden winkten und ſie anriefen.

Fritz fror. Er drückte dem Kutſcher ein kleines Geldſtück in die Hand, der trieb ſein Pferdchen an, und ſo ging es raſcher der Galernaja zu. Er fühlte ſich müde und konnte doch, als er im Bett lag, lange den Schlaf nicht finden. Trübe und gräßliche Bilder erfüllten ihn, und als plötzlich vom Fluſſe her ſchwermütiger Geſang ertönte, ſetzte er ſich im Bett auf und horchte hinaus, ganz in dem Gefühl, in der Fremde zwiſchen lauter Menſchen und Dingen zu ſein, die er nicht recht verſtand. Und dabei ſaß doch ein tiefes Mitleiden ihm in der Bruſt. Blitzartig flog vor ſeinem inneren Auge der Schlitten des Zaren vorbei, er ſah, wie der die Hand zur Mütze hob, und plötzlich war es die zitternde, kraftloſe Hand des aus Sibirien Heimgekehrten, und hinter dem Wagen rannte der kleine Apotheker und ſchrie unabläſſig: Chanſchy iſt frei, Chanſchy iſt frei! Da hörte er noch einmal eine Stimme ſagen: Namenloſes Rußland. Aber es war nicht Monjas Organ, wie es ihm ſchien, ſondern Natjas dunkler Ton, der trotz dem gebrochenen Akzent ſo weich klang.

Und darüber ſchlief er ein. —

Baron Rooß war aus Kurland zurückgekehrt, friſch angeregt durch das Zuſammenſein mit den Standesgenoſſen, befriedigt vom Zuſtande ſeines Gutes, das er beſichtigt hatte.

„Und weißt du, Anna," ſagte er beim erſten gemeinſamen Frühſtück: „Das Erfreulichſte ſind unſere ſozialen Verhältniſſe. Unſer Bauernſtand, die guten Letten, haben ja nicht das ruſſiſche Gemeineigentum, und das hat ſich doch ſehr bewährt. Von all' dem Gären und Kriſeln, das wir hier haben, das auch auf dem Lande hier und da ſein ſoll, iſt bei uns nichts zu merken."

Fritz horchte auf. Es war das erſte Mal, daß er ein derartiges Geſpräch im Hauſe hörte. Aber da war es auch ſchon wieder vorbei, und es wurde von andern Dingen geredet.

Er kam noch einige Male zu Iwanow und nahm an den Zuſammenkünften der Freunde des Studenten teil. Die fremdartigen Eindrücke konnte er nie überwinden, aber das ganze Gebahren dieſer Menſchen, von denen jeder, wie er empfand, bereit war, alles an alles zu ſetzen, beſaß doch für ihn mehr als einen bloß romantiſchen Zauber. Er konnte ſich eines ehrlichen Reſpekts nicht entſchlagen, und ſelbſt wenn, da man ihm gegenüber nun die einſtige Zurückhaltung mehr und mehr fallen ließ, die Wogen der Erregung hochgingen und wohl ein Schwall erregter Phraſen aus dem einen oder dem andern Munde kam, konnte er nicht, wie wohl daheim, über Derartiges lächeln, ſondern empfand hinter allem eine glühende Sehnſucht, aus unerträglichen Verhältniſſen unter gewaltſamem Druck in freiere Luft zu gelangen.

Chanſchy und Monja waren inzwiſchen abgereiſt, und eines Tages brachte jener junge Mann, der offenbar mit der Polizei Beziehungen hatte, die Nachricht, ſie wären glücklich über die deutſche Grenze gekommen.

„Das genügt noch nicht," meinte einer, „ſie müſſen

erſt in der Schweiz ſein. Solange ſie in Deutſchland ſind, ſind ſie noch nicht ſicher."

Und die nachdenkliche Zuſtimmung, die dieſe Worte fanden, zeigte Fritz wieder die ſeltſame Erſcheinung, daß man von Deutſchland hier nicht hoch dachte. Er hatte einmal ein raſch verdecktes Lächeln bemerken müſſen, als er die freien heimatlichen Verhältniſſe gegenüber den ruſſiſchen hervorhob. Alle dieſe jungen Leute hatten draußen ſtudiert, viele in Berlin oder Königsberg, ſprachen mit glühender Bewunderung und Begeiſterung von deutſcher Philoſophie, deutſcher Wiſſenſchaft, deutſcher Dichtung, aber, ohne daß es für ihn verletzend herausgekommen wäre, ſchwang doch in den Stunden radikaler Begeiſterung ihre Kritik ſich weit über deutſche Freiheit und Einheit hinaus bis zu den Idealen, die noch jenſeits deſſen lagen, was Fritz wohl von Kommilitonen gehört hatte, die ſpäter in die Reihen der Sozialdemokratie getreten waren. Er empfand, daß alle dieſe Menſchen, denen die Heimat ſo viel verſagte, nun bis ins entgegengeſetzte Extrem getrieben, keinen Damm fanden, an dem ihre Gedanken ſich halten konnten.

Er ſchüttelte zu ſolcher Ungerechtigkeit wohl den Kopf, Aber wenn in ruhigeren Geſprächsſtunden darüber debattiert wurde, drang er nicht durch. So trennte ihn denn vieles von den neuen Bekannten. Aber ihre innere Energie zog ihn immer wieder an, ſo daß er mit leiſer Wehmut an einem der letzten Septemberabende von ihnen Abſchied nahm.

Bogdan begleitete ihn wiederum.

„Wenn's Ihnen recht iſt, gehen wir noch ein Stück den Newskij herab; es iſt ja heute trocken."

Fritz war es zufrieden, und sie gingen. Da sagte Bogdan:

„Sehen Sie, Herr Friedrich, ich bin ja weitaus älter als ihr alle und habe lange bei Ihnen in Deutschland gelebt. Aber da ist nichts zu wollen. Man hat diese Leute, ihre Mütter, ihre Väter, ihre Großväter so lange getreten und gedrückt, daß nach dem alten Gesetz nun nur das radikalste Mittel ihnen Heilung zu bringen deucht."

„Aber Ihr Einfluß," begann Fritz.

Bogdan unterbrach ihn:

„Was will man da machen," sagte er mit echt russischem Gleichmut und warf ein „Nitschewo" dazwischen. „Mal muß es doch bei uns zu Ende kommen. Und dann ist immer noch diese opferwillige Jugend besser als eine verzagte. Sie sieht bei ihnen drüben nur den militärischen Drill, der doch ganz anders ist als die Abrichterei in unserer Armee, die niemals Heldentaten vollbringen wird wie die Ihre. Meine Leute sehen bei Ihnen nur das Kastenwesen (Fritz zuckte) und Bismarcks Kleinlichkeiten, aber nicht seine Größe. Die Eltern oder Großeltern haben noch wie das Vieh in Lehmhütten, Gott weiß wo an der Wolga gewohnt, andre sind verschickt gewesen oder leben in ewiger Angst vor einem viehischen Polizeimeister in irgend einem Nest. Oder, wie die Eltern unseres Juden, mitten im Ghetto in Biala, wo zehntausend Menschen auf einem Fleck wohnen so groß, wie bei Ihnen ein Dorf von tausend. Es ist ein Wunder, daß da so viel geistige Energie und solche Charaktere, wie diese Monja, emporkommen. Schließlich (er sah sich vorsichtig um) mögen sichs die oben selbst zuschreiben, wenn es bei uns mal anders kommt als bei Ihnen."

Sie gingen eine Weile schweigend weiter. Dann sagte Bogdan plötzlich in ganz anderm Ton:

„Nur um eine ist mir angst, das ist Natja."

Fritz sah erstaunt auf.

„Natja? Die erschien mir immer am ruhigsten von allen."

Bogdan sagte:

„Aber ich bitte Sie. Das Mädchen ist heute achtzehn Jahre. Ich kenne sie von Kind an. Bei ihr schläft das Temperament nur noch. Wenn sie einmal hingerissen wird, so wird sie rasch die Radikalste sein. Denn sie erfaßt nichts, was nicht bei ihr sofort letzte Leidenschaft wird."

Bogdan schwieg. Sie waren unter einer Laterne, und Fritz sah von der Seite her, wie es in dem Gesicht des kleinen, unscheinbaren Mannes zuckte. Plötzlich streckte er Fritz aus seinem langen Kragenmantel die Hand entgegen, eine große, knochige, behaarte Hand, und sagte, während Fritz langsam einschlug:

„Wenn Sie nach Königsberg kommen, achten Sie etwas auf sie. Bringen Sie sie mit ruhigen, heiteren Menschen zusammen."

Fritz fragte erstaunt:

„Kommt sie denn zu uns?"

Und der andere sagte:

„Ja, wahrscheinlich schon diesen Winter. Sie hat nur noch ein paar hundert Rubel und wollte von mir (er seufzte) nichts annehmen. Sie will dort russischen Unterricht geben, um später weiter studieren zu können."

Fritz versprach, was der andre gewünscht hatte, und so trennten sie sich.

Fritz ging vor dem Europäischen Hof entlang, um sich eine möglichst saubere Droschke auszusuchen, als er angerufen wurde. Er drehte sich um und erkannte den jungen Grafen mit einem ihm unbekannten Herrn.

„Wo wollen Sie so früh hin?"

„Nach Hause."

„Ach wo. Kommen Sie mit. Wir wollen ins Aquarium."

Fritz war es nicht danach zumute, er sagte, er wäre nicht angezogen, der andre aber und sein Begleiter, ein junger Petersburger Bankier, duldeten keinen Widerspruch, nahmen ihn in die Mitte, setzten sich in einen Istwoschtschik, so daß Fritz halb auf beider Schoß saß, und fort gings am Marsfeld vorüber zur Stadt hinaus. Der Wagen hielt an einem unscheinbaren Eingang. Sie legten ab und befanden sich plötzlich in einem riesigen Saal. Man saß auf Gartenkies an kleinen Tischen, zwischen denen Palmen aus großen Töpfen emporwuchsen, auf der Bühne stand eine Chansonette und sang — wie Fritz nach dem ersten, verwirrenden Eindruck hörte, ein deutsches Lied. Unten drängte sich ein großes Publikum. Man sah Herren im Frack oder Uniform, dazwischen andere in abgetragenen Reiseanzügen, dicke Kleinbürger, die etwas draufgehen ließen und starren Auges zur Bühne emporsahen, wo immer neue Sänger und Sängerinnen auftraten. Man hörte englische, französische, deutsche, czechische, am seltensten russische Gesänge und Vorträge. Die Herren waren durchweg allein gekommen, aber zwischen den Tischen bewegten sich in überladen eleganten Toiletten geschminkte Frauen; Sektpfropfen knallten, die Kellner rannten mit der allen russischen Bedienten eigenen lautlosen Unterwürfigkeit hin und her.

Sie nahmen Platz und bestellten. Die beiden Herren hatten überall Bekannte, winkten und grüßten nach allen Seiten. Je später es wurde, um so lebhafter ward das Treiben. Eine nach der andern von den Sängerinnen, die mit ihrem Repertoire fertig waren, erschien im Saal, man sang nun auch hier und da an den Tischen, schrie durcheinander, Pärchen verschwanden in die benachbarten Restaurationsräume, und als es gegen Morgen ging, war alles in einem Taumel. Ein alter Kaufmann in moskauer Tracht bezahlte nur in großen Noten und achtete in seiner Trunkenheit kaum auf das, was ihm die Bedienung herausgab. Er war umdrängt von allerlei zweifelhaften Schönen. Es war ein Bild ohne jede Grazie, voller Lüsternheit, ein wirres, funkelndes Durcheinander, Patschuli und Zigarettenrauch, Weinduft und die Hitze erregter menschlicher Körper.

Fritz saß befremdet, unfähig, die Heiterkeit, ja Ausgelassenheit seiner Gefährten zu empfinden, dazwischen. Was war nun Rußland? Die oberflächliche Geselligkeit, die er in dem Hause seiner Verwandten und ihrer Freunde kennen gelernt hatte, diese häßliche, barbarische Lustigkeit ohne echten Rausch mit der überschminkten Verderbtheit? Oder war's jener stille Mann mit dem ehernen Gesicht, der durch das tief sich beugende Volk fuhr, und den durch manche Scheibe ein haßerfüllter Blick traf? Oder war's jene enge Bude, in der heiße Herzen von Elend und Not, von innerer Not und von einem Freiheitsdrange schwärmten, der, mächtig geworden, Unübersehbares niederreißen mochte?

Er wußte es nicht. Wußte es noch nicht, als er am andern Abend, sorglich geleitet, in den Zug stieg, als er

am nächſten Tage wieder durch das weite, öde Land rollte. Und erſt als er an der Grenze in den erſten deutſchen Bahnhof fuhr, die vertrauten Heimatlaute hörte und dann die Türme der Vaterſtadt wieder vor ihm auftauchten, hatte er wieder ein freieres Herz.

Sechstes Kapitel.

Das Haus, das Doktor Witte in der Tragheimer Kirchenstraße bewohnte, war ein vier Fenster breites, ein Stockwerk hohes Gebäude mit einem kleinen Vorgärtchen und einem sich um so weiter erstreckenden Hintergarten. Hier lebte Witte seit seiner Niederlassung als Arzt. Nicht immer war es in dem Hause so friedlich zugegangen wie heute, da Vater und Tochter mit der Bedienung ein ziemlich stilles Leben führten. Das Haus hatte in längst verflossenen Jahrzehnten sogar unter liebevoller Aufsicht der Polizei gestanden, die Ein- und Ausgehende von der Nachbarschaft her sehr genau kontrollierte. Und noch heute lächelte der alte Arzt jedesmal stillvergnügt, wenn der nebenan wohnende Schutzmann ihn ehrerbietig grüßte, und dachte daran, wie gefährlich früher sein Haus als der häufige Treffort Junglittauens und alter Demokraten der Behörde erschienen war.

Der runde Tisch, um den die alten Kämpfer gesessen hatten, die jetzt zumeist in den Bezirken wohnten, von dannen niemand wiederkehrt, stand in der großen, zu ebener Erde nach dem Garten hinaus belegenen Wohnstube. In den anderen Zimmern brannte Gas — hierher hatte der Alte keine Leitung legen lassen, er liebte es, daß Aline abends die große, alte Öllampe anzündete, die über dem Tische hing und gerade eben dessen Rund und

die Köpfe der Herumſitzenden beleuchtete, während der übrige Raum in einem dämmerhaften Dunkel lag, aus dem nur hier und da das leuchtende Mahagoni eines Bilderrahmens oder das Mattgold von ein paar Bücherrücken von den Wänden heraufſchimmerte.

Die Sugambrer freilich, deren alte Herren einſt mit Burſchenband und Mütze, ſpäter immer wieder als gereifte Männer hier eine abendliche Einkehr und Ausſprache geſucht hatten, waren nun ſeltenere Gäſte geworden. Lebten von dem alten Geſchlecht manche in der Welt verſtreut, ſo ſchien die junge Generation der alte Witte und ſeine unverblümte Art nicht mehr ſo anzuziehen wie ihre Vorgänger, zumal da auch Aline den Ruf einer gewiſſen Sprödigkeit und eines gar zu großen Ernſtes genoß. Dafür war in den letzten Jahren immer öfter jemand eingekehrt, der ſich vor dreißig Jahren gewiß nicht an dieſen Tiſch geſetzt hätte, und dem zuliebe der Doktor jetzt ſogar eine kleine Rampe vor dem Hauſe hatte anbringen laſſen, um ihm das Steigen der wenigen Stufen zu erſparen: der alte Generalleutnant von Witte, der aus ſeinem einſamen Junggeſellenhauſe nun mindeſtens einmal in jeder Woche zu dem Bruder herüberkam. Manchmal beſchien die große Lampe nur die beiden weißen Köpfe und zwiſchen ihnen Alinens blonden Scheitel, aber ſeit dem Beginn dieſes Winters war ſie nicht mehr die einzige Frau am Tiſch, Klara Friedrich durfte an den nun ſchon ſeit Jahrzehnten klaſſiſch gewordenen Mittwochabenden, an denen Wittes niemals ausgingen, mit am Tiſch ſitzen, und auch die ſtille und kluge Gattin des um ſo lauteren Profeſſors Schuſter gehörte ſeit dieſem Herbſt in den Kreis, den Fritz und Hermann Sander vervollſtändigten.

Nun war es Oktobermitte. Als Fritz aus Rußland zurückgekehrt war, hatte er in Königsberg die Bäume schon kahl gefunden, und zeitig setzten die kalten Ostwinde ein und jagten die Menschen hastiger durch die Straßen. Aufatmend standen Frau Klara und der Sohn in der Witteschen Haustür still, und mit den Worten: „Den haben wir auch aus Rußland," trat Fritz in die Stube, wo schon die beiden Brüder, Hermann Sander und Aline beieinander waren.

„Du meinst den Wind," sagte Doktor Witte, und der General nickte und sagte:

„Ich spür' ihn in den Knochen. Die größte Kälte beißt nicht so wie dieser Steppensturm."

So blieb das Gespräch gleich bei Rußland. Und nur von wenig Fragen unterbrochen, mußte Fritz erzählen. Manches fiel ihm, wie das so geht, erst jetzt in der lebhaften Rückschau auf die verflossenen Wochen auf. Und so sagte er:

„Wieviel Leute mit deutschen Namen habe ich nur in Gesellschaften getroffen oder mir zeigen lassen und in den Zeitungen gefunden. Ich meine nicht deutschsprachige Kurländer und Livländer, wie meinen Onkel, sondern Beamte und Offiziere, die unverfälschte deutsche Namen trugen, aber vollkommene Russen waren."

„Das ist immer so gewesen," sagte der General. „Schließlich war auch Katharina eine Deutsche."

„Ich meine," warf der Doktor ein, „wir haben eben das, was den Russen nach Fritzens richtiger Beobachtung fehlt — die straffe Zucht, die Stetigkeit, die nicht alles der Weite des Raums und der Länge der Zeit überläßt."

„Aber es iſt doch ein Jammer. daß all' dieſe begabten Männer dem Deutſchtum verloren gehen."

„Das iſt es gewiß," ſagte der Arzt. „Aber immerhin handelt es ſich da meiſt um Familien, die ſeit vielen Generationen drüben wohnen und von uns losgelöſt ſind. Viel ſchlimmer iſt's doch, daß uns in Amerika Jahr für Jahr Tauſende von Menſchen verloren gehen, ähnlich in den engliſchen Kolonien, Deutſche, die ſich beeilen, ihren Kindern eine ganz engliſche Erziehung geben zu laſſen. Ich kenne Leute, die ihre Kinder zum Beſuch nach Deutſchland hinüberſchickten — und dann konnten die jungen Menſchen kaum deutſch ſprechen. Ich habe mich manchmal für ſie geſchämt, die Alten aber fanden das natürlich."

Der General war ſtill geworden, und auch die andern ſchwiegen einige Augenblicke. Da fuhr Doktor Witte fort:

„Früher war's ja anders. Wie viele ſind damals in den dreißiger und vierziger Jahren und noch ſpäter, zerbrochen an Seele und oft genug auch am Leibe, hinübergegangen. Wenn da einer oder der andere abgefallen iſt — wer wollte da richten! Und doch (er wurde immer lebhafter) bin ich ſtolz darauf, daß gerade viele meiner alten Kampfgenoſſen auch in den ſchlimmſten Jahren feſte Deutſche geblieben ſind."

Er ſah ſich um.

„Aline," ſagte er dann, „bring' doch mal von dem kleinen Bücherbrett in meiner Stube den Dingelſtedt herüber. Ich weiß nicht, ob Ihr das ſchöne Gedicht kennt."

Aline war hinausgegangen und kehrte nach ein paar Sekunden mit einem abgegriffenen, altmodiſchen Leinenband wieder.

„Haſt's gleich gefunden?"

Der Doktor lächelte. Dann schlug er das Buch auf, es fiel wie von selbst an einer Stelle auseinander, und mit immer stärker werdender Betonung, nicht wie ein Deklamator liest, sondern wie jemand, der kunstlos etwas herspricht, was seine eigne tiefe Empfindung widerspiegelt, las er die Dichtung von den Flüchtlingen, die draußen um den Wirtshaustisch sitzen und in sich aufs neue den alten Jammer der Verbannung um freie Worte aufwirbeln. Der eben zum erstenmal eingekehrte Jüngling, der auch nach langer Haft weggejagt wurde, soll ihnen Bescheid tun. Und nun erhob sich die Stimme des Lesenden:

„Komm, Deutscher, nimm dein Glas zur Hand
Und tue, was wir taten:
Ruf Zeter auf dein Vaterland,
Das Land, das dich verraten!"

Witte hielt einen Augenblick inne. Die beiden jungen Männer, denen das Gedicht fremd war, hingen an seinen Lippen. Aline sah mit geröteten Wangen vor sich nieder, und Frau Klara betrachtete sie über den Tisch hin. Der alte General war sichtlich unruhig geworden und trommelte mit dem Mittelfinger der Linken leise auf den Tisch. Da fuhr Witte fort:

„Ein wüstes Toben. Drinnen stand
Der Jüngling auf vom Sitze,
Im sanften Antlitz Sonnenbrand,
Im blauen Auge Blitze.
Er stieß das Glas hinweg, er warf
Die Scherben an die Wände,
Und so erhob er hoch und scharf
Die Stimme und die Hände:

Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solches je geschehe!
Nein, der mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe
Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt' Gebet und Fleh'n bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!"

Witte legte das Buch nieder, die jungen Leute sahen ihn noch immer unverwandt an, der General hatte immer beifälliger genickt, jetzt streckte er die Hand über den Tisch, zog das Buch zu sich herüber und las langsam für sich die Verse noch einmal.

„Wenn das damals einer dichten konnte," begann Fritz, und in seiner Stimme zitterte Erregung —, „heute müßte er doch noch ganz anders dreinschlagen."

„Gewiß," sagte nun der Doktor. „Wenn nur die Deutschen drüben mehr von uns sehen würden, Besseres, eine große Flotte, ein stolzeres Beamtentum, das keine gesellschaftlichen Unterschiede macht und den Landsmann jedem noch so hochgeborenen Ausländer a priori vorzieht."

Hermann Sander warf ein:

„Das müßte aber zu Hause besser gelernt werden."

„Sie haben ganz recht, lieber Sander. Aber dafür seid ihr jungen Leute da, daß es hier anders wird; mehr Unbefangenheit, mehr Aufrichtigkeit und, wenn ich so sagen darf, Aufrechtheit nach oben und unten. Aber wenn ich sehe, wie vielen unter deinen Kommilitonen (er wandte sich an Fritz) jeder Titel imponiert, wie sie sich am lieb-

sten schon als Studenten in das Staatshandbuch einreihen möchten, da hab' ich nicht viel Hoffnung."

„Du vergißt," sagte der General und sah von dem Buche auf, „etwas anderes, was wir hier noch nicht so merken, was ich aber in Berlin und anderswo im Reich und leider auch gelegentlich bei meinen jungen Offizieren gesehen habe: die Verbeugung vor dem Reichtum."

„Bravo, Exzellenz," sagte Frau Klara. „Das hab' ich auch oft beobachtet in der Erinnerung an die bescheidene Leutnantszeit meines Mannes. Wie rasch wurde das nach dem Kriege anders."

Nun wurde der General lebhaft.

„Sie haben nur zu recht, gnädigste Frau. Früher hieß es immer bei uns: Was das gute Schwert gewonnen, hat die Feder verdorben. Damals mußte man sagen: Was wir mit Blut und Eisen — denn auch Bismarck trug das Schwert — gewonnen hatten, haben das Gold und die Banknote verdorben. Die verfluchte — verzeihen Sie, gnädige Frau, ich kann nicht anders, — die verfluchte Gründerzeit mit allem, was ihr folgte."

Das Gespräch wurde nun lebhaft. Die Älteren verweilten bei dem Umschwung, der nach den Attentaten auf den alten Kaiser eingesetzt hatte, und Witte pries die soziale Gesetzgebung Bismarcks.

„Ich als Arzt," sagte er, „sehe täglich den hundertfältigen Segen dieser Gesetze. Das nenne ich praktisches Christentum."

„Ja," fiel Fritz lebhaft ein, „was das heißt, habe ich erst nach dem entsetzlichen Elend in Rußland empfunden. Da erschien mir die Kirche wie mit heidnischem Götzendienst durchwirkt. Was habe ich für Szenen meist so

ſtumpfer Andacht vor unzähligen Heiligenbildern erlebt, und in welchem leiblichen und ſittlichen Elend hauſt dort das Volk; dabei habe ich in den wohlhabenden Kreiſen kaum gemerkt, daß die Leute ein Gefühl dafür hatten. Ein unbeſchreiblicher Luxus über einer dünnen Decke und darunter unſagbare Armut und entſetzlicher Schmutz."

Er ſchwieg eine Weile. Dann erzählte er einige Szenen, die er in Petersburg erlebt, manches, was er zufällig auf den Stationen geſehen hatte, und ſchließlich ſagte er:

„Ich kann mir nicht helfen, ich bin nie von dem Gedanken losgekommen, wenn ich das Land mit dem unſern verglich, wie herrlich wir dort koloniſieren könnten."

Der alte Witte fuhr auf.

„O wie oft haben wir das beſprochen! Aber wie hat man von Deutſchland aus koloniſiert? Man hatte im Anfang des Jahrhunderts einen Vertrag mit der ruſſiſchen Regierung und hat, was Ihr vielleicht alle nicht wißt, lange Zeit Preußen durch die ruſſiſche Polizei nach Sibirien bringen laſſen, bis die Sache dann doch zu toll wurde. Ja, wenn wir das könnten, weiter nach Oſten bringen, wie vor Jahrhunderten! Hier, wo wir ſitzen, iſt ja alles Kolonialland, mit ſtreitender Hand, mit dem Pflug und ſchließlich durch die Reformation erobert und deutſch geworden. Aber wir ſind ja ſaturiert, wie Danilewski ſagt. Wo wir mit unſern Millionen hin ſollen, iſt den Herren gleich. Daß jährlich zehntauſende Deutſche auswandern in fremde Staaten und uns verloren gehen, berührt ſie nicht."

Er war aufgeſtanden und ſchritt, wie es ſeine Art war, lebhaft durch das Zimmer.

Aline hatte nach der Uhr gesehen und war leise hinausgegangen, jetzt kehrte sie zurück, hängte sich an ihres Vaters Arm, so daß er schließlich lachend stillstehen mußte, und sagte:

„Vater, wir wollen Tee trinken, unsere Gäste werden Hunger haben."

Und so erhob man sich und ging ins Eßzimmer hinüber, wo Aline den Tee und einen Imbiß reichte. Der General hatte die ganze Tischordnung umgeworfen und sich neben seinen Bruder gesetzt. Er legte ihm die Hand auf den Arm und sagte, während durch seine lächelnde Miene eine Rührung zuckte:

„Und den hätten wir damals beinahe als Hochverräter festnehmen müssen."

Witte sagte nichts, sondern brummte nur. Sein erregtes Gesicht wurde milde und froh. Fritz aber sah von der andern Seite mit leuchtenden Augen auf die beiden alten Herren. Er fühlte, wie sich Alines und sein Blick dabei trafen.

Unter dem Essen und Trinken entspannte sich die Stimmung. Ziemlich spät noch klingelte es, schon von draußen hörte man die laute Stimme Professor Schusters, der sich noch halb in der Tür, während er seine Frau vor sich herschob, entschuldigte, daß eine schwierige Operation ihn bis jetzt im Krankenhause festgehalten habe. Er verlangte nur eine Zigarre und setzte sich mit dem General in eine Ecke, um Feldzugserinnerungen auszutauschen — er hatte als Stabsarzt in dem Regiment des damaligen Obersten Witte den deutsch-französischen Krieg mitgemacht. In das laute Geplauder aus diesem Winkel mischte sich die leichte Unterhaltung der Damen, während der Doktor

Fritz gebeten hatte, noch für einen Augenblick in sein Zimmer zurückzutreten. Hier sagte er ihm:

„Morgen fängt ja das Semester wieder an. Ich will dir nur sagen, daß es lebhafte Debatten über dich in der Verbindung und auch bei ein paar alten Herren gegeben hat. Man hat es dir verdacht, daß du als Fuchs so vom Leder gezogen hast. Ich habe abgewiegelt, ohne übrigens ein Blatt vor den Mund zu nehmen, aber man wird dir nun jedenfalls nichts sagen."

Fritz wollte auffahren, Witte aber hob die Hand.

„Nein, nein, laß nur. Ich weiß schon, was ich tue. Solche Erörterungen lassen nachher immer einen Stachel zurück, und beide Teile sind nicht mehr unbefangen. So ist durch die langen Ferien wieder Ruhe geschaffen. Tu so, als ob nichts gewesen wäre, die anderen werden dir entgegenkommen."

Jetzt schwieg der Doktor und sah Fritz forschend an. Der stand am Tisch, leicht auf die eine Hand gestützt, so daß die Lampe gerade das ihr zugewandte Profil seines Kopfes beschien. Er hatte die Lippen aufeinander gepreßt und schaute zu Boden. Dann hob er die Augen zu einem festen Blick auf den alten Herrn:

„Gut. Aber soll das heißen, daß ich nun ganz ruhig sein soll und nur in dem üblichen Treiben aufgehen? Oder besser: Erwartest du das von mir?"

Witte schwieg. Fritz sah, daß er keine Antwort bekommen konnte, und fuhr nun rascher fort:

„Ich denke gar nicht daran. Ich habe niemanden kränken wollen. Aber wenn ich der Verbindung angehöre, so habe ich auch das Recht, dort zu sprechen, ganz gleich, ob ich etwas jünger bin als die andern. Wann soll man denn

anfangen, über sich und über die Dinge nachzudenken? Und hat es einen Zweck, ja, ist es ehrlich, was man fühlt, in dem Kreise zu verschließen, mit dem man täglich beisammen ist? Ich kann mir nicht denken, daß es verboten sein soll, sich auszusprechen. Wo steht in den Satzungen der Verbindung, daß von Politik nicht die Rede sein darf? Und was ist denn Politik? Ich habe doch keine Parteidinge erörtert — das würde mir gar nicht einfallen, daran habe ich auch gar kein Interesse, — sondern ich sprach aus, worüber ich mir so oft Gedanken mache, und ich meine, das kann doch keinem von uns gleichgültig sein. Was heißt denn sonst: Frei ist der Bursch, wenn jedes persönliche Wort verbannt sein soll?"

Der alte Witte hatte undeutlich in seinen dicken, weißen Schnurrbart gelächelt, nun ging er zu Fritz heran, drückte ihm die Hand und sagte:

„Ich habs nicht anders von dir erwartet, tu, was du nicht lassen kannst, jeder muß seine Erfahrungen selber machen. Mich wirst du immer auf deiner Seite finden."

Sie gingen zu den andern zurück. Hermann Sander saß am Klavier und spielte, die Frauen hörten zu, und die beiden Herren in der Ecke sprachen leise weiter, so gut der Professor sein Organ zu dämpfen vermochte. Der Doktor trat ans Klavier und blickte in die Noten, um den Komponisten zu erforschen. Aline aber glitt geschickt um den Tisch und trat neben Fritz. Sie sah ihn an und er sie, und leicht und frei, wie er sich jetzt fühlte, sagte er zu ihr:

„Nun, Sie machen so ein wissendes Gesicht, Fräulein Aline. Sie haben doch nicht gelauscht?"

Und er drohte ihr. Sie wurde rot, und er freute sich wieder, wie gut ihr das stand. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein. Aber ich kann mir denken, worüber der Vater mit Ihnen gesprochen hat. Und ich weiß auch, was Sie geantwortet haben."

Und dann, da Frau Schuster sich umdrehte und den Finger auf den Mund legte, daß der Spieler nicht gestört würde, bewegte Aline leise beide Hände, wie beifallklatschend gegeneinander und hauchte:

„Recht so."

Siebentes Kapitel.

Fritz kam von einem späten Kolleg nach Hause. Als er im Schneegestöber durch eine schlecht beleuchtete Straße ging, kam ihm eine Dame entgegen. Gang und Haltung erschienen ihm bekannt, er ging auf die andere Seite, überholte sie und richtete sich so ein, daß er ihr unter einer Laterne wieder begegnete. Da erkannte er Natja. Sie trug ein dünnes Mäntelchen, ein leichtes Pelzbarett und hatte einen feinen Schleier über das Gesicht gezogen. So ging sie langsam in der Richtung auf die Universität zu. Fritz grüßte, sie blieb erstaunt stehen und erkannte ihn dann.

„Guten Tag, Herr Friedrich," sagte sie, anscheinend angenehm überrascht, und so gingen sie zusammen weiter.

Fritz fragte, wie lange sie schon hier wäre. Es stellte sich heraus, daß sie schon mehrere Wochen in Königsberg war, und er machte ihr Vorwürfe, daß sie ihn nicht früher benachrichtigt hätte.

Sie überhörte das, und er erkundigte sich nun, wie es mit ihren Stunden ginge.

Sie machte ein betrübtes Gesicht und sagte:

„Ach, es ist sehr schwer. Ich habe noch keinen einzigen Schüler."

„Und was treiben Sie sonst?" fragte Fritz.

„Ich sehe mir die Stadt an, ich lese, ich habe auch einige Bekannte hier."

„Und haben die Ihnen keine Stunden verschaffen können?"

„Bisher nicht," sagte sie.

„Nun, dann will ich es versuchen," meinte Fritz. „Wollen Sie nicht einmal zu meiner Mutter kommen?"

Und er nannte ihr die Wohnung. Sie zögerte sichtlich, vermied eine bestimmte Antwort und sagte dann:

„Besuchen Sie mich doch einmal."

Jetzt zauderte Fritz. Als er dann aber an seinen Aufenthalt in Petersburg dachte und an die Unbefangenheit des Verkehrs zwischen den jungen Leuten in Natjas Kreis, ließ er sich ihre Adresse sagen und versprach, an einem der nächsten Tage zu kommen. Damit trennten sie sich.

Natjas Wohnung lag in der Heiligengeiststraße, in einem der ältesten Häuser der Stadt, dessen Stockwerke eins über das andere vorsprangen.

Als er das Zimmer betrat, glaubte er sich nach Petersburg zurückversetzt. Wie dort, waren hier eine Reihe junger Männer und Mädchen versammelt, tranken Tee, rauchten Zigaretten und ließen sich durch seinen Eintritt wenig stören. Nur Natja kam ihm lebhafter als sonst entgegen, begrüßte ihn und machte ihn dann mit den andern Anwesenden bekannt.

Es waren ein paar jüngere Russen, die hier studierten, der eine mit seiner Schwester, und aus einer Ecke hinter einem Schrank, der ihn bisher halb verborgen hatte, erhob sich Bogdans kleine Gestalt; der Apotheker drückte Fritz sichtlich erfreut die Hand und sagte leise:

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Das Gespräch, das nun nach der kleinen Störung rasch weiter ging, unterschied sich wenig von denen, die Fritz in Petersburg gehört hatte, nur daß manches Wort über russische Verhältnisse herauskam, das in der Heimat nur vorsichtig umschrieben worden wäre. In all diesen jungen Seelen war eine Gärung, erzeugt durch den Druck, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte, und dessen Vollgefühl sich an der freien Wissenschaft, die diese Menschen treiben durften, erst recht entzündete. Fritz empfand gerade aus dem Gegensatz heraus stark den Segen der freieren Verhältnisse seines Landes, in denen solche Flammen ruhig lodern durften, während sie dort halb unterdrückt fortschwelten und überall brandige Wunden erzeugten.

Natja hatte nun auch Schülerinnen gefunden, wie Bogdan Fritz wissen ließ.

Noch einmal öffnete sich die Tür, und ein Herr, den Fritz flüchtig kannte, trat herein, ein jüdischer Mediziner, dessen Eltern erst vor einigen Jahren aus Rußland eingewandert und naturalisiert worden waren.

Jetzt nahm das Gespräch eine andere Wendung. In dem endlosen Hin und Her russischer Debatten wurde auch über deutsche Verhältnisse gesprochen, und Fritz freute sich über den guten Takt, mit dem die Russen sich in seiner Gegenwart zurückhielten und die ihnen noch halb fremden Dinge nur mit vorsichtiger Gebärde besprachen.

Der Mediziner aber trieb die Unterhaltung flott in ein neues Fahrwasser, er konnte sich nicht genug tun, das reaktionäre Deutschland in Grund und Boden zu verdammen. Er zog ein schmieriges Zeitungsblatt heraus und zitierte ein paar hohle, aber giftige Sätze gegen die Regie-

rung und die Bourgeoisie und gefiel sich in der Ausmalung eines radikalen Umsturzes, zu dem der Kampf der Freiheit gegen die herrschende Gewalt führen müsse.

Fritz hatte, zumal, da der Redestrom des andern unerschöpflich schien, lange an sich gehalten; nun fühlte er, daß er sprechen müßte. Er hatte genug von jüdischen Zuständen in Rußland gesehen und lächelte trotz seiner Erregung in dem Gedanken, was der beredte Herr wohl zu bestehen hätte, wenn er seine Phrasen, die ihn in Deutschland jeder aussprechen ließ, in Rußland hätte an den Mann bringen wollen.

„Ich möchte Sie sehr bitten," sagte Fritz, „sich etwas zu mäßigen. Was Sie aussprechen, ist nicht Kritik, wie sie erlaubt und geziemend ist — Kritik erzürnter Liebe. Aus Ihnen redet nur kalter Hohn und blinder Haß. Wollen Sie gütigst einmal darüber nachdenken, wie Sie heute lebten, und was Sie heute wären, wenn Ihre Eltern nicht nach Deutschland gezogen wären und Sie jetzt nicht das preußische Staatsbürgerrecht besäßen. Ich finde es in hohem Maße undankbar, daß gerade Sie nichts Eiligeres zu tun haben, als unsere Verhältnisse, die Sie doch nur ganz oberflächlich, wie mir scheint, aus schlechten Zeitungen kennen, in Grund und Boden zu verdammen."

Der andre erwiderte etwas von Hurra-Patriotismus, aber schon fiel ihm Fritz ins Wort und sagte:

„Ich verbitte mir, mir gegenüber diesen Ausdruck. Ich weiß, was Sie meinen, aber das trifft mich nicht. Und offen gestanden, ist mir selbst die oberflächliche Begeisterung der Menge, die wirklich einmal Hurra ruft, wenn sie auch ästhetische Seelen beleidigen mag, lieber als Ihr eisiges Absprechen. Unzufriedenheit ist eine gute Sache, und ohne

Unzufriedenheit wäre ſicherlich das deutſche Reich nie entſtanden. Aber was Sie predigen, iſt geſchichtsloſer Radikalismus, der, verzeihen Sie, zum größten Teil ſelbſt nicht weiß, was er ſagt. Ich könnte das noch verſtehen bei einem Manne, der durch ſchweres Unrecht, das ihm geſchehen iſt, an der Heimat verzweifelt und in einer böſen Stunde ſo empfindet. — Sie haben nur Gutes erfahren und brauchen ſich nur mit ihren ruſſiſchen Verwandten zu vergleichen, um das zu ſehen."

Der andere ſchoß einen giftigen Blick auf Fritz, drehte ſich dann mit einer nachläſſigen Gebärde ab und ſteckte ſich eine Zigarette an. Es war ein großes Schweigen in der Stube; Natja war blaß geworden, aber Bogdan kam auf Fritz zu und fing ein anderes Geſpräch mit ihm an, doch ſo, daß Fritz ſeinem Ton abnehmen konnte, er ſei mit ihm im Grunde einverſtanden.

Man wurde nicht wieder unbefangen und trennte ſich bald.

Bogdan und Fritz gingen zuſammen nach Hauſe.

„Sie habens ihm gut gegeben, und ich habe mich darüber gefreut," ſagte Bogdan. „Leuten, wie dieſer Meyer, muß einmal zum Bewußtſein gebracht werden, was ſie eigentlich reden. Man kann nicht alles auf die menſchliche Dummheit ſchieben, ſonſt käme man nie einen Schritt weiter."

Sie ſprachen dann noch von Natja. Fritz ſagte, daß ſie ſeiner Einladung ins Haus ſeiner Mutter nicht gefolgt ſei, und Bogdan verſprach, ſie dazu zu beſtimmen. Er nahm dann Abſchied, da er am folgenden Tage zurückreiſen wollte.

Als Fritz einige Tage ſpäter in der Mittagsſtunde nach Hauſe kam, hörte er aus dem Zimmer ſeiner Mutter

ein Gespräch und blieb einen Augenblick vor der Tür stehen. Er erkannte Natjas Stimme und trat nun ein. Sie errötete ein wenig, als er auf die Damen zukam, schien ihm aber jetzt unbefangener als je und nahm, als sie nach einer Weile ging, eine Einladung zu einem der nächsten Abende bei Friedrichs an.

„Sie gefällt mir," sagte Klara nachher. „Sie hat etwas Selbständigeres als die meisten jungen Mädchen hier und doch wieder etwas, was um Hilfe fleht und ihr eine gewisse Weichheit gibt. Ich glaube, man muß sich ihrer ein wenig annehmen."

„Du bist doch immer die gute Mutter," sagte Fritz. Und dann wurde festgesetzt, daß man zu dem Abend noch Wittes und Hermann Sander einladen wollte.

Am Nachmittag dieses Tages fand ein Couleurbummel nach Juditten statt. Die Verbindungsbrüder gingen zwanglos geschart auf der hartgefrorenen Landstraße bis nach dem hübsch gelegenen Dorf hinaus, in dem Gottscheds Wiege gestanden hatte. Fritz hatte seit dem Beginn des Semesters das Gefühl, daß man ihn mit einer gewissen achtungsvollen, aber vorsichtigen Zurückhaltung behandelte, etwa so wie einen ein wenig sonderbaren Schwärmer, den man nicht reizen dürfe. Er fuhr, wie er fand, dabei nicht schlecht. Es hatte keine Reibungen gegeben, aber freilich auch kaum Gespräche von tieferem Inhalt.

Heute konnte er nicht umhin, von der Debatte jenes Abends bei Natja Lubakow zu erzählen, und fand lebhafte Zustimmung für das, was er dem jungen Meyer, den einige kannten, gesagt hatte. Freilich setzte sich die Unterhaltung sogleich in einem lebhaften, allgemeinen judenfeindlichen Gespräch fort, das Friedrich zu einigem Wider-

ſpruch nötigte. Da hielt man ihm lachend Treitſchke entgegen, den er gelegentlich zitiert hatte und, wie man wußte, häufig las.

Er wehrte ſich.

„Eure Art Antiſemitismus iſt Treitſchke gar nicht eingefallen. Er ſpricht den Juden keineswegs die Fähigkeit ab, Deutſche zu werden, er weiſt nur auf beſtimmte Auswüchſe jüdiſchen Weſens hin und lädt diejenigen Juden, die es noch nicht ſind, ein, mit dem Deutſchtum ernſt zu machen, die vielfach vorhandenen Überhebungen aufzugeben. Alſo über den Meyer denkt er genau wie ihr und ich, aber er wirft nicht alle Juden mit ihm in einen Topf."

Man ſtritt hin und her, ohne zu einer Einigung zu kommen. Und endlich ſchloß Koſſekel, als ſie das Dorf erreicht hatten, mit einem allgemein belachten Witz, in dem er Juden und Juditten zuſammenbrachte. —

Natja ſaß am Flügel und ſang auf Fritzens Bitte, ſich ſelbſt begleitend, eines jener ſchwermütigen ruſſiſchen Lieder, die jedem, der einmal unter Slaven gelebt hat, wie mit ihrem Weſen untrennbar verbunden, wie ſelbſtverſtändlich aus ihm emporquollen erſcheinen. Sie hatte eine weiche Stimme und ſang die dunklen Laute ſelbſtvergeſſen vor ſich hin. Fritz ſtand neben ihr, von der Klavierlampe halb beſchienen, Frau Klara ordnete mit leiſer Hand ein paar Blumen auf dem Mitteltiſch. Da wurde der Türvorhang aufgeſchlagen, und Aline Witte trat ein, ihr folgten unmittelbar der Vater und Hermann Sanders lange Geſtalt. Fritz hörte ſie nicht und ſah ſich nicht um. Klara aber hob leiſe die Hand, Schweigen bedeutend, und ſo blieb die Gruppe lautlos an der Tür ſtehen, bis das Lied verklungen war.

Jetzt traten sie ganz ein. Natja sah sich bei dem Geräusch der Schritte um und stand auf. Man begrüßte sich und machte die Fremde den Freunden bekannt. Witte faßte sie gleich bei der Hand und sagte:

„Aha, unsere kleine Russin."

Alines Antlitz drückte, wie es Fritz schien, eine leise Zurückhaltung aus.

Wie der Augenblick des Eintritts es mit sich brachte, sprach man über Musik. Bald saß Hermann am Flügel und phantasierte, dann sang wieder Natja etwas Russisches.

Aline und Fritz saßen in einer Ecke und plauderten leise. Wie des Mädchens Blicke immer aufs neue zu Natja hinübergingen, so galten seine Sätze immer wieder der Fremden, von der er Aline berichtete.

„Warum gefällt sie Ihnen nicht?" fragte Fritz.

„Wie kommen Sie darauf? Ich habe kein Wort gegen sie gesagt."

„Das merkt man doch. Natja hat außer uns gar keine deutschen Bekannten. Ich hoffte, Sie würden sich ihrer ein wenig annehmen."

Sinnend sah Aline zu der Russin hinüber; dann blickte sie Fritz an und biß sich auf die Unterlippe — er sah gleichfalls auf die Fremde und mit einem warmen Ausdruck. Aline sagte:

„Fritz."

Da wandte er sich, wie aufgescheucht vom Anschauen der anderen wieder zu ihr und fragte hastig:

„Was?"

Daß sie ihn unwillkürlich nicht förmlich wie sonst, sondern mit dem bloßen Vornamen angeredet hatte, war ihm gar nicht aufgefallen.

Unterdessen hatte er sich zurechtgefunden und fragte nun:

„Also wollen Sie?"

Da sagte sie langsam, aber mit ihrer ganzen ehrlichen Stimme:

„Ich wills versuchen."

Fritz dankte ihr, wie sie fand, mit all zu viel Worten, so daß sie unter einem Vorwand aufstand und zu Frau Klara hinüberging. Auch Hermann und Natja verließen den Flügel und gesellten sich am runden Tisch zu den übrigen. Einen Augenblick standen die beiden Mädchen nebeneinander, und Fritz überflog mit einem Blick die zwei: die große, helle Blondine mit der feinen, geraden Nase und die kleinere Brünette mit dem stumpfen Näschen. Als die freilich die Lider hob, konnte sie im Vorteil scheinen, denn der Schimmer ihrer dunklen Augen gab in dieser Minute der Unbewegtheit mehr als Alines ruhiges Blau, das sich erst in angeregtem Gespräch oder unter innerer Erregung vertiefte.

Als man saß, widmete sich Doktor Witte wieder Natja, versprach ihr Schülerinnen zu beschaffen und lud sie zu sich ein.

Hermann und Aline blieben still. Und als schließlich Witte fand, daß er allein noch redete, kaum von Fritz unterstützt, schob er das auf allgemeine Müdigkeit und brach auf. Sander versprach, Natja nach Hause zu bringen, obwohl die das für ganz unnötig erklärte, und so trennte man sich.

Achtes Kapitel.

Die Sugambria beriet eine Feier von Kaisers Geburtstag. Kossekel hatte, da er in Vorbereitungen zum Examen stand, das Amt des ersten Chargierten abgegeben, und dies war an Rose gekommen. Der leitete die Verhandlungen mit der ein wenig zur Schau getragenen Korrektheit eines höheren Beamten, ohne daß eine Beimischung von leicht gespielter Verdrossenheit gefehlt hätte, die manche Leute anlegen, um zu zeigen, daß sie über den von ihnen betriebenen Dingen zu stehen glauben. Man wollte den ersten Geburtstag des jungen Kaisers mit einigem Glanze begehen. Ein Kommers unter Beteiligung möglichst vieler alter Herren ward beschlossen, es sollte deshalb zeitig eingeladen und auch Rektor und Senat sollten aufgefordert werden.

Langsam füllte sich am Vorabend des 27. Januars der Saal der Deutschen Ressource.

An der Quertafel nahm das Präsidium Platz, in der Mitte Rose, neben ihm der erste Chargierte der Suevia, die mit der Sugambria im Kartell stand, dann abwechselnd die übrigen Chargierten, ein paar Stühle blieben leer. An den Längstafeln saßen links die Sugambrer, rechts die Sueven, alte Herren und Aktive durcheinander. Viele standen noch in lebhafter Unterhaltung: hier begrüßten aus der Provinz herübergekommene, ergraute Alt-

burſchen lange nicht geſehene Studienfreunde, dort ging noch einer auf die Tribüne, wo die Couleurdamen ſaßen. Auch Fritz warf noch einen Blick hinauf zu ſeiner Mutter, die da neben Aline Platz genommen hatte. Da ertönte das Aufklappen des Schlägers auf den Holztiſch, und Roſe kommandierte mit lauter Stimme:

„Ad loca!“

Fritz ſtellte ſich zum erſtenmal unter die Burſchen. Man hatte ihm heute das Burſchenband gegeben und ihm mit Rückſicht auf ſeine ſchon vorgerückten Semeſter den Reſt der Fuchſenzeit erlaſſen. Nun ſtand man in langen Reihen an den Tafeln, während je zwei Chargierte der beiden Verbindungen den Prorektor und die Dekane in den Saal geleiteten. Sie wurden mit lebhafter ſtudentiſcher Akklamation empfangen, und die Muſik blies einen Tuſch. Die Herren traten an den Quertiſch, verneigten ſich nach allen Seiten und nahmen dann zwiſchen den ſtudentiſchen Würdenträgern Platz. Auch alles andere ſaß nun, und vor den Damen auf der Eſtrade lag das grau und hellblau geſtreifte Feld der Mützen und Stürmer.

Jetzt ſtieg das erſte Allgemeine. Eichrodts Lied vom deutſchen Volk in der getragen ſchwungvollen Weiſe von Arndts Bundeslied:

„Singt mir das Lied vom deutſchen Volke,
Vom Strom, der majeſtätiſch rollt,
Den Hymnus von der Wetterwolke,
Vom Sturme, der in Bergen grollt.
Singt mir das Lied der höchſten Ehren,
Der Seelen feurigſten Akkord,
Das Heldenlied, das wir begehren,
In Glockenton und Donnerwort.“

Mit mächtigem Hall erfüllte den weiten Raum der Gesang aus Hunderten von Kehlen. Nach dem Hin und Her der Begrüßungen sank Sammlung auf den großen Kreis hernieder, und taktfest schwoll der Kantus immer brausender empor:

„Was wir geträumt in besten Träumen,
Was wir in heißem Wunsch ersehnt,
Es schwebt nicht mehr in fernen Räumen,
Es lebt und wirkt, es strahlt und tönt;
Der Widersacher Spott zu Schanden,
Erstritten unser heilig Gut,
Das Vaterland, nun ist's erstanden
Durch seiner Söhne Opfermut!"

Jetzt fiel das Lied:

„Mein Volk, mein Volk, du hast's errungen,
Du stehst in Heldengröße da,
Das starke Volk der Nibelungen,
Wie es der alte Erdkreis sah.
Ein Menschenborn, der jede Zone
Mit Lebensdrang und Geist erfüllt —
Laß leuchten deine Völkerkrone,
Von nun auf ewig unverhüllt."

Als der Gesang verklungen war, hob der Präside nicht gleich den Schläger — eine allgemeine Bewegung ging durch die Reihen, Fritz sah, wie Witte mit feuchten Augen einem seiner Nachbarn die Hand gab. Dann war der Bann gebrochen, und der Kommers ging weiter. Rose hielt die Rede auf den Kaiser in flüssigen Worten, die aber eingelernt klangen und nicht unmittelbar geworden.

Dann sang man stehend: Heil dir im Siegerkranz. Nach der ersten Strophe setzten sich die meisten, der Rektor, wohl in dem Gefühl, hier nur ein Amt und keine Meinung zu haben, wollte es eben auch tun. Da tönte die Stentorstimme des alten Witte, und mit ihm sangen seine beiden Nachbarn und am Schwabentisch Professor Schuster:

„Nicht Roß und Reisige
Sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn:
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns,
Gründet den Herrscherthron,
Wie Fels im Meer."

Von den Aktiven stand nur Fritz und sang mit. Langsam erst erhoben sich alle andern und fielen unsicher ein. Der Oberregierungsrat von Danilewski stand mit gekniffenen Lippen stumm da und schaute auf sein Glas.

Kossekel, der mit sicherm Blick erkannte, daß die Situation rasch gerettet werden mußte, gab Rose einen Wink, und ehe noch das Rücken der Stühle beim Niedersitzen verklungen war, ertönte ein donnerndes Silentium für ein Mitglied der Suevia, das auf Rektor und Senat toastete.

Der Rektor, ein alter Burschenschafter, erwiderte sofort. Er konnte sichs nicht versagen, mit einer ganz feinen, leisen Ironie, die den wenigsten zum Bewußtsein kam, von der aus den entlegenen Sturmjahren der Verbindungen bis auf die Gegenwart hinüber wirkenden Tradition zu sprechen.

Fritz hatte von seiner Mutter einen Wink bekommen und fand sie, als er hinaufkam, zum Fortgehen gerüstet.

Er geleitete ſie und Aline, die den Vater grüßen ließ, bis auf die Straße, wo ſie mit einer ganzen Anzahl Damen gemeinſam den Heimweg durch den ſchönen, kalten Winterabend antraten. Als er den Vorraum des Saales durchſchritt und ſich eilte, um beim Gaudeamus, deſſen Klänge ertönten, noch mitzutun, traf er auf Koſſekel. Der faßte ihn unter den Arm und ging mit ihm den jetzt leeren Korridor auf und ab. Er ſagte erſt eine Weile gar nichts. Dann ſah er zu Fritz, der etwas größer war als er, empor, ſeine klugen Augen hinter dem Kneifer hefteten ſich eindringlich in Fritzens, und er begann:

„Lieber Kerl, du weißt, daß ich dich ſehr gern mag und dir immer die Stange gehalten habe, wenn's mal irgendwo haperte. Ich hab' dich auch als Leibburſch ſehr anſtändig behandelt und immer darauf Rückſicht genommen, daß du kein blutjunger Fuchs mehr warſt. Aber jetzt biſt du bald zwei Semeſter bei uns. Wir haben dir ja — auch auf meinen Vorſchlag — das erſte für voll gerechnet, und nun biſt du Burſch. Jetzt weißt du doch, wie's bei uns iſt, und darfſt nicht immer ſo drauf lostappſen. Du haſt auf deiner erſten Menſur brillant geſtanden. Neulich die Geſchichte, wie du den Meyer abgeführt haſt, war ja ſehr gut. Aber es haben ſich doch viele drüber aufgehalten, daß du überhaupt in ſolche Geſellſchaft gehſt."

„Erlaube mal," ſagte Fritz ſehr ernſthaft, „was heißt das: in ſolche Geſellſchaft?"

Koſſekel wiegte den Kopf.

„Schwer auszudrücken," meinte er dann. „Aber ſchließlich ruſſiſche Studenten mit einer Sie dazwiſchen —"

Fritz blieb ſtehen und legte dem andern die Hand auf den Arm.

„Fräulein Natja Lubakow," sagte er, jede Silbe betonend, „verkehrt im Hause meiner Mutter und bei unserm Alten Herrn Witte. Ich möchte dich bei aller Anerkennung deiner Freundlichkeit bitten, jede Bemerkung über die junge Dame zu unterlassen. Und wenn ein anderer, mit dem ich nicht so stehe, wie mit dir —"

Kossekel legte nun seine freie Hand auf Fritzens andern Arm, so daß sie sich fast Brust an Brust gegenüber standen, fiel ihm ins Wort und sagte mit seiner bierehrlichen Stimme, die immer etwas Beruhigendes hatte:

„Immer sachte mit die jungen Pferde. So böse hat das keiner gemeint, und mit dem, was du mir über die junge Dame erzählst, ist die Geschichte für mich erledigt. Aber glaubst du, daß heute bei der Hymne deine Position in der Verbindung sich gerade glänzend verbessert hat?"

Sie hatten sich losgelassen und gingen nun wieder auf und ab, sprachen auch leiser, weil drinnen das Lied verklungen war und sie den Vorsaal nicht mehr für sich allein hatten.

„Ich befand mich doch dabei in der besten Gesellschaft. Du wirst gesehen haben, daß Witte und Schuster und noch ein paar von den ältesten Semestern ostentativ stehen blieben und weiter sangen."

Kossekel machte eine Handbewegung, die alles mögliche bedeuten konnte; ihm schwebte Danilewskis verkniffenes Gesicht vor und das sichtliche Unbehagen der großen Mehrheit.

„Na, du wirst ja sehen," sagte er dann. „Alles gut und schön, aber was heute nicht mehr paßt, paßt eben nicht mehr. Ich wollte dir nur sagen: suche deine Stellung zu

festigen, halte dich zurück, fall' nicht immer auf. Was geht dich denn zum Deubel" — fuhr es ihm jetzt lebhaft heraus — „die Politik und all das Zeug an?"

„Ja, wenn es mich jetzt nichts angehen soll, wann denn? Ich werde nächstens einundzwanzig. Im nächsten Jahre werde ich exmatrikuliert. Ich bitte dich, wie alt muß man denn werden, um sich als erwachsener Mensch zu betrachten? Ich habe nicht Lust, später, wenn's heißt, politisch Farbe bekennen, was doch jedes Mannes verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, nur der Hammel in der großen Herde zu sein. Tut mir leid, wenn ich damit anstoße, — das kann ich und werde ich nicht ändern."

Kossekel wiegte den Kopf und machte bedauernd: Te te te. Dann klopfte er Fritz auf die Schulter und sagte:

„Schließlich muß jeder seine Suppe allein ausessen. Ich habe getan, was mir nötig schien, mehr kann ich nicht."

Fritz sah ihn an und sprach:

„Ich danke dir, ich danke dir sehr."

Und sie betraten wieder den Saal.

Kaum daß die Fidelitas eingesetzt hatte, ging Fritz fort; er wollte allein sein. Er schritt durch die windstille, kalte Nachtluft dem Königstor zu, durch das Tor auf der Landstraße weiter. Dabei wurde ihm frei und leicht, als er sich nun draußen fand, fern den Häusern zwischen kahlen Bäumen, endlich, als die Kirchhöfe, von denen hier und da ein Kreuz schattenhaft auftauchte, hinter ihm lagen, ganz auf der freien Ebene. Er schritt rüstig aus, blieb stehen, ging weiter und kehrte schließlich langsam um.

Er prüfte sich, wie ihm schien, schonungslos, aber er konnte nichts finden, was ihn zu einer Änderung seines Benehmens innerhalb der Verbindung nötigen mochte. Er

nahm sich vor, besonders höflich und zuvorkommend zu sein -- überall da aber, wo seine Überzeugungen ins Spiel kamen, diese so wenig zu verstecken, wie er das bisher getan hatte.

Unter solchen Gedanken hatte er das Tor wieder erreicht, er klopfte herzhaft mit dem Stock auf die hölzerne Dielung der Brücke, daß es von den Wällen her widerhallte, und durchschritt die Wölbung. Totenstill lag die Königstraße, eben schlug es von irgend einem Turm her Mitternacht. An einem und dem anderen Hause flatterte eine schon für den morgigen Tag ausgehängte Fahne leicht hin und her, wenn ein stärkerer Lufthauch sie traf; jetzt tönten die Schritte der Ablösung, der Posten am Tore wurde gewechselt, der neue schulterte das Gewehr bequemer und ging in seinem weiten Mantel langsam auf und ab. Die Schritte der Abziehenden erklangen, und Fritz setzte seinen Weg fort. Er mochte jetzt nicht etwa heimkehrende Kommersteilnehmer treffen und bog deshalb linker Hand ab durch eine schmale Gasse, machte dann wieder rechtsum und ging geradeaus. Er pfiff, wie er's gern tat, unter willkürlicher Veränderung des Taktes, daß er zu seinem Marsch paßte, das Lohengrin-Motiv: Nie sollst du mich befragen. Da war's ihm, als ob die Melodie irgendwo aufgenommen würde, er brach ab, und richtig tönte es auf der andern Straßenseite ganz im gleichen falschen Takt wieder mit hellem Pfeifen: Nie sollst du mich befragen, noch wissend Sorge tragen, woher ich kam der Fahrt, noch wie mein Nam' und Art.

Fritz ließ den andern zu Ende pfeifen und rief dann hinüber:

„Hermann!"

Es war wirklich der Freund, der in dieser Gegend wohnte. Sie kamen sich von beiden Seiten der Straße entgegen, und zunächst begleitete Hermann Fritz ein Stück, dann ging der wieder mit ihm zurück, und so schritten sie in der stillen Nacht die stille Straße auf und ab. Sie hatten sich zufällig einige Tage nicht gesehen und einander manches zu erzählen. Hermann war überdies bereits mitten in der ersten Prüfung und hatte demnächst seine schriftliche Arbeit abzuliefern.

Sie waren schon im Begriff, sich zu trennen, als Hermann plötzlich einen russischen Satz sagte.

Friedrich fragte erstaunt: „Wie?"

Und Hermann wiederholte langsam das Gesagte und fragte dann deutsch:

„Ist es nicht ganz richtig?"

„Ja," sagte Fritz erstaunt, „woher kannst du das?"

„Ich nehme Stunden bei Fräulein Natja," erwiderte Hermann.

Als Fritz nichts sagte, sah ihn Hermann etwas verwundert an; doch da sprach Fritz schon mit ein wenig engem Ton:

„Seit wann denn? Davon weiß ich ja gar nichts."

„Seit acht Tagen," gab Hermann zur Antwort. „Wir haben uns ja auch schon seit dem fünfzehnten, wenn ich nicht irre, nicht gesehen."

„So, so," sagte Fritz. Und dann etwas gezwungen: „Wie gefallen dir denn die Stunden?"

„Ausgezeichnet," meinte Hermann. „Sie hat ja im Grunde keine Methode, aber ein gewisses natürliches Geschick. Übrigens ist sie ein tapferes kleines Frauenzimmer."

„Ja, das iſt ſie wirklich," ſagte Fritz jetzt ganz warm. „Sie nimmt auch von meiner Mutter nichts an, was über eine landläufige Einladung hinausginge. Dabei geht ſie in ihrem dünnen Mäntelchen einher."

„Wie ſteht ſie eigentlich mit Aline Witte?" fragte Hermann ganz wie beiläufig und doch mit einer gewiſſen Spannung, die dem verſonnen blickenden Fritz entging.

„Mit Aline," ſagte der langſam, „ich weiß nicht recht. Sie ſcheinen noch nicht ordentlich warm miteinander geworden zu ſein."

Sie waren während dieſes Geſpräches wieder ein gut Stück fortgeſchritten und vernahmen jetzt faſt über ihren Köpfen den Schlag der Turmuhr von der Sackheimer Kirche; ſie lauſchten — es war die erſte Stunde.

Hermann gähnte.

„Menſch, ich hab' morgen zu arbeiten. Späteſtens Mitte März hab' ich Termin. Auf Wiederſehen."

Sie reichten ſich die Hände und gingen nach verſchiedenen Richtungen auseinander. Fritz ſuchte ſeinen Weg durch Gaſſen und Gäßchen, bis er faſt unvermuteterweiſe am Pregel ſtand, er ſchritt das Bollwerk entlang und hörte dem Waſſer zu, das eine dünne Eiskruſte, die ſich an den Rändern gebildet hatte, in leichter Bewegung hin- und herſchob, abbröckelte, daß es klang, wie wenn leichtes Glas in Stücke ginge. Er bog durch einen alten Torweg auf einen weiten Marktplatz und ging dann am Schloß entlang den Berg empor. Auf dem Schloßplatz war noch einiges Leben, Nachtſchwärmer kehrten heim, er ſah von weitem ein paar Verbindungsbrüder, die wohl noch einem Kaffeehaus zuſtrebten. Langſam ging er weiter, und immer noch klang das letzte in ihm nach, was zwiſchen

Sander und ihm besprochen worden war. Immer wieder schaute er die beiden Mädchengestalten vor sich, wie sie damals am Tisch seiner Mutter nebeneinander gestanden hatten. Er fand sich plötzlich vor Alines Haus, der alte Witte mußte eben erst nach Hause gekommen sein, denn oben war ein Fenster hell. Und wirklich sah er plötzlich den Schatten des alten Herrn auftauchen und jetzt neben ihm die schlanken Umrisse von Alines Gestalt.

Er stand einen Augenblick und sah hinauf. Jetzt ward es dunkel, die beiden waren vermutlich in die nach hinten gelegenen Schlafzimmer hinübergegangen. Da schritt auch er nach Hause und fand nach dem langen Gang, dessen Ermüdung er jetzt erst spürte, bald Ruhe und Schlaf.

Neuntes Kapitel.

Fritz ging faſt regelmäßig in jeder Woche einmal zu Natja. Er hatte in dieſem Sommer nicht viel belegt und ſo verhältnismäßig viel freie Zeit, obwohl er ſeit dem Geſpräch mit Koſſekel ſeinen Couleurverpflichtungen beſonders gewiſſenhaft nachkam. Er nahm keine ruſſiſchen Stunden, aber es war ihm zur Gewohnheit geworden, einen Abend bei Natja zuzubringen und ein paar Stunden mit ihr zu verplaudern. Ein paarmal traf er Hermann Sander, der jetzt jeden Abend für ſeine Prüfungsſtunden ausnutzen mußte, gerade im Weggehen nach dem Unterricht; ſie ſprachen dann zwiſchen Tür und Angel noch ein paar Worte. In Fritzens Augen war bei dieſen Begegnungen ein Ausdruck, der Natja gegenüber mit Abſicht verborgen wurde, den vor Hermann zu unterdrücken er nicht für nötig hielt. Es war ein Schein von Eiferſucht und ein befremdetes Fragen darin, auf das wieder Hermann, deſſen Blick offen war wie je, erſichtlich nicht antworten wollte, das zu verſtehen ſein helles Auge leugnete.

Sobald dann Fritz Natja allein gegenüber ſaß oder gleichgültige Dritte ſich zu ihnen geſellten, ſchwand der geſpannte Augenausdruck, und er war ganz an das Geſpräch mit ihr hingegeben, ſo hingegeben, daß er die ohne Mühe

festgehaltene, gleichgültige Ruhe des Mädchens nicht bemerkte, daß er seine Wärme, die sich auch dem alltäglichen Gespräch zuwandte, in das, was sie sagte, in die Art, wie sie sich gab, selbstherrlich hineinlegte.

Und dazu hoben die gärenden politischen Gespräche, die oft und oft in den kahlen vier Wänden der Heiligengeist-Gasse widerhallten, diesen Verkehr für Fritz noch in eine besondere Atmosphäre, der jugendliche Eifer, auch das hervorzusprudeln, was er im Gespräch mit der Mutter, Hermann oder dem alten Witte vorsichtig wägend zurückhielt oder mit gutem Bedacht richtig wandte — das alles braute sich um Natjas Gestalt zusammen, deren schmerzliche Lieblichkeit er vom ersten Tage an stark empfunden hatte.

Häufiger und häufiger, wenn er bei Frost oder Tauwetter des nun schon mit den ersten, schüchternen Versuchen des Frühlings kämpfenden Winters durch einsame Straßen nach Hause ging, verlängerte er absichtlich den Weg, träumte vor sich hin und setzte wohl auch das Gespräch fort, das nur zu oft mehr oder minder ein Monolog gewesen war — aber wie in jener Januarnacht oder auch sonst vor einem Hause in der Tragheimer Kirchenstraße stehen zu bleiben, vermied er halb unbewußt.

Auch an den regelmäßigen Abenden im Witteschen Hause fehlte die Russin selten. Und Hermann wußte es jedesmal so einzurichten, daß er, wenn auch in später Stunde, von seiner entfernten Wohnung noch herüberkam.

Aline war an diesen Abenden meist sehr schweigsam. Sie hatte, wie sie's Fritz versprochen, eine Annäherung an die Fremde gesucht, die ihr unbefangen entgegenkam, hatte ihr diese oder jene Besorgung erleichtert, ihr manches in Königsberg gezeigt — und dennoch waren die jungen Mäd-

chen nicht miteinander warm geworden, und Fritz sah nicht ohne Befremden, daß der Ton zwischen den zweien jetzt fremder war als am Anfang ihrer Bekanntschaft.

Er schob es auf Aline. Aber so oft er einen Ansatz nahm, es ihr zu sagen, war das Gespräch nicht weiter gekommen, und schließlich hatte Fritz gemerkt, daß sie selbst es nicht fortführen wollte. Da hatte er aufgehört. Aber nun empfand sie, daß er ihr gegenüber kühler ward; jene ritterlich herzliche Vertraulichkeit schien gewichen, die seit dem Unfall an der See, der seiner raschen Beschützertat gefolgt war, seinen Ton ihr gegenüber bestimmte — an ihre Stelle war eine um ein paar Striche förmlichere, äußerlichere Höflichkeit getreten. Das schmale Oval von Alines zartem Antlitz erschien blasser, ein wenig in die Länge gezogen, und ihre Augen hatten den Gleichmut ihrer ruhigen Stunden, die heitere Beseeltheit lebhafterer Minuten verloren und sahen, wie mit einem trüben Rätsel beschäftigt, vor sich hin oder in die Weite.

Als eines Tages Frau Klara zu ungewohnter Stunde das Wittesche Haus betrat und unangemeldet, wie es ihr als nun eingelebter Hausfreundin zustand, ins Wohnzimmer kam, fand sie Aline ohne Regung am Fenster sitzen, den Rücken der Straße zugewandt, von der ein trübes Spätnachmittagslicht hereinfiel. Und als das junge Mädchen sich überrascht, fast erschreckt erhob und die ersten Worte der Begrüßung sprach, klangen Tränen durch ihre Stimme.

Mit dem unvergleichlichen instinktiven Takt reifer, ganz weiblicher Frauen tat Klara Friedrich ganz unbefangen und brachte zunächst ein gleichgültiges Gespräch in Gang. Aline drückte ihr dankbar die Hand. Aber als sie

Licht anzünden wollte, zog Klara sie mit einer mütterlichen Gebärde neben sich, und nun sank Alines Haupt ihr an die Schulter, sie, die sich sonst kerzengerade hielt, lehnte sich fest an die ältere Frau, und das Schluchzen, das sie vorher zurückgehalten hatte, kam nun auf und schüttelte ihren schlanken Körper.

Klara Friedrich sah starr geradeaus, dabei streichelte sie den Kopf des jungen Mädchens, fuhr ihr über die Schultern und zog sie schließlich mit fester Gebärde an sich, während ihr eignes Haupt sich wandte und sie nun mit warmem Anteil auf die halb an ihr Hingesunkene hinabsah.

Noch immer sprachen beide kein Wort. Alines Schluchzen hörte auf und ging in ein lautloses Weinen über. Da sagte Klara:

„Sei ruhig, mein liebes Kind."

Aline horchte auf. Noch verstand sie nicht ganz, was dieses du bedeutete, da hatte Klara sie mit beiden Armen umschlungen, und während das Lächeln einer alles verstehenden Mutter um ihren Mund lag, sprach sie leise, beruhigende Worte auf den Scheitel der Jungen hinunter. Die hörte nur die Wärme, die Güte, den Anteil heraus.

„Ich kenne meinen Jungen," sagte jetzt Klara. „Überlaß ihn nur mir, sei gewiß, er bleibt dir."

Aline richtete sich wie zu einer Frage empor, aber mit demselben Lächeln, das ihre Züge befriedete und verschönte, sagte Klara, ohne daß die andere eine Silbe gesprochen hätte:

„Nein, nein, er hat mir nichts gesagt, aber ich weiß, ich weiß alles. Er hat ja auch dir noch nichts gesagt."

Aline schüttelte den Kopf.

„Laß es gut ſein," fuhr Klara fort. „Zeig' dem Vater nicht ein ſo trauriges Geſicht. Ich ſag' dir noch einmal: er kommt dir wieder. Vielmehr: du haſt ihn gar nicht verloren, nur in ſeiner Phantaſie iſt er anderswo."

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie:

„Fritz gehört zu den Menſchen, deren Schickſal ſich in der Jugend entſcheidet — mit ſeinem Vater war es ebenſo. Ich weiß ſeit dem Tage in Cranz, nein, ſeit einem Tage in Warnicken, damals, als ihr die Sonne aufgehen ſaht, wie es um ihn ſteht. Laß dich nichts beirren. Ich wünſch' mir nichts Beſſeres, und er ſich ganz gewiß auch nicht."

Jetzt ſah Aline empor. Durch die dicken Wolken draußen war ein letzter Strahl der untergehenden Sonne ins Zimmer gefallen, und das Mädchen erkannte im Blick der Frau alle mütterliche Güte, alle Liebe, die der Mutterloſen ſo lange gefehlt hatten. Und dann ſah ſie, daß es ſeine Augen waren, es ging wie ein leiſer Schauer des Glücks über ſie, ſie legte mit einer rührend hilfloſen Gebärde Frau Klara beide Arme um den Hals, und ſie gaben ſich einen ſtillen, feſten Kuß, der alles ſagte.

Dann ſtanden beide auf, Aline ging hinaus, und als ſie mit einer Lampe wiederkehrte, glänzte etwas von der Heiterkeit früherer Tage in ihrem Antlitz: die Tränen waren ſchon, leicht, wie Jugendtränen trocknen, faſt ſpurlos wieder vergangen. —

In Gedanken ging Klara nach Hauſe. Sie überlegte, ob und was ſie mit ihrem Sohn ſprechen ſollte. Aber bald verwarf ſie dieſen Plan völlig, und als ſie an ihrer Wohnung anlangte, war ſie ſich darüber klar, daß dieſe Angelegenheit zwiſchen den Frauen allein ausgemacht werden ſollte, ſofern und ſolange das ginge.

Am anderen Tage, wiederum am ſpäten Nachmittag, ging ſie zu Natja. Sie hatte wohl einmal, kurz nach deren erſtem Beſuch bei ihr, ihre Karte bei der Fremden abgegeben, ſie aber nicht zu Hauſe getroffen und betrat nun zum erſtenmal das Zimmer, deſſen bedürfnisloſe Ausſtattung ſelbſt in dieſer Stunde auffiel.

Natja war zu Hauſe und kam Klara ganz unbefangen entgegen, dankte ihr für den Beſuch.

„Ich wollte doch mal ſehen, wie Sie hier leben; ſchließlich hat man als Mutter doch auch ein Intereſſe daran, den Raum zu ſehen, wo der Sohn ſo oft weilt.“

Die Worte waren ſo ruhig geſprochen, daß Natja nichts in ihnen auffiel. Sie lenkte das Geſpräch ganz unabſichtlich in ein allgemeineres Fahrwaſſer, und Frau Klara hatte Mühe, es nach ihrem Sinn zu ſteuern. Als ihr das nicht gelang, gab ſie es mit raſchem Entſchluß auf, und es entſtand eine kleine Pauſe, für Klara nicht ohne Bedrücklichkeit, die Natja erſt zu empfinden begann, als der Blick der Älteren ſich nun feſt und ernſt auf ſie legte — nicht ohne Liebe und Teilnahme, wie ihr ſchien.

„Gnädige Frau, Sie wollen mir etwas ſagen,“ begann da die Studentin, und vor der Klarheit, mit der das geſprochen wurde, ließ Fritzens Mutter völlig jeden Umweg und ſagte:

„Ja, liebes Fräulein Lubakow, ich möchte etwas mit Ihnen beſprechen, rein als Frau zur Frau. Fritz iſt ſehr häufig bei Ihnen — (ſie hob die Hand ein wenig). Ich finde, ſo weit kennen Sie mich wohl, gar nichts dabei, ich weiß, daß er ſich hier behagt, aber —“

Natja ſah Frau Klara ruhig an, indes langſam eine Röte ihr vom Halſe her ins Antlitz ſtieg.

„Ich habe Fritz nicht so erzogen, daß ich ihn nach irgend einer Richtung hin direkt stark beeinflussen möchte. Ich habe das auch (sie sprach jetzt mit einem gewissen Stolz) nie nötig gehabt, obwohl er noch jung ist."

Jetzt unterbrach sie Natja, und in ihrer Stimme war eine leise Rauheit, ja, Erregung.

„Aber Sie wollen nicht, gnädige Frau, daß er weiter hierher kommt, und da Sie es ihm nicht sagen wollen, soll ich's ihm sagen."

Sofort fiel Frau Klara ein:

„Liebes Kind, seien Sie nicht bitter und mißverstehen Sie mich nicht. Wenn ich Sie nicht schätzte und gern hätte, würde ich Sie, auch Fritz zuliebe, nicht so in mein Haus gezogen haben, wie es geschehen ist. Aber —"

Sie schwieg.

„Aber?" fuhr Natja fragend fort.

„Sie machen mir's sehr schwer, Fräulein Natja. Sie müssen doch empfinden, daß Fritzens Besuch bei Ihnen mehr ist als Ihr Geplauder in Petersburg."

Natja sah den Gast noch immer groß an.

„Aus mir spricht nicht Muttereifersucht," sagte Frau Friedrich; „aber (und nun wurde ihre Stimme ganz warm und herzlich) ich hatte ihm ein Glück zugedacht, und ich durfte hoffen, nein, ich wußte, daß seine Gedanken da denselben Weg gingen. Und nun (jetzt stand sie auf, trat Natja gegenüber an den Tisch und legte ihre Hände auf die des jungen Mädchens) und nun möchte ich nicht, daß das anders würde. Ich kenne ihn und weiß, daß er richtig gewählt hatte. —"

Natja, noch immer über und über glühend, war aufgestanden und hatte ihre Hände Frau Klara entzogen. Sie

lehnte sich leicht gegen den Tisch, und so sagte sie, jetzt in der Erregung die fremde Sprache härter noch sprechend als sonst:

„Ja, was kann ich denn dafür? Ich war freundlich zu ihm, kameradschaftlich, wie wir's gewohnt sind —".

„Aber, liebes Fräulein, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, da verstehen Sie mich ganz falsch, das müssen Sie doch merken. Ich wollte Sie nur bitten, herzlich bitten, helfen Sie ihn mir zurückbringen, Sie sind ja klug, Sie wissen, was ich meine."

Jetzt kam in Natjas Mienen ein Lächeln, das Frau Klara nicht verstand, ein glückliches und zugleich sehr schelmisches. Eben wollte sich Klara unbefriedigt, fast geärgert in dem Gefühl, absichtlich mißverstanden zu werden, abwenden, da sagte Natja sehr leise:

„Verzeihen Sie mein Lächeln, gnädige Frau. Aber vielleicht beruhigt es Sie, und vielleicht wirkt es auf Fritz, wenn ich Ihnen sage, was ich eigentlich nicht verraten darf: ich bin schon seit einigen Wochen mit Hermann Sander verlobt."

Frau Klara war so erstaunt, daß sie zunächst nur Natja groß ansah und kein Wort fand. Dann steckte das Lächeln, das immer noch um deren Mundwinkel und in deren Augen lag, sie an, und nun lachten beide, herzlich, freundschaftlich, und Klara sagte:

„Da wünsch' ich aber Glück, von ganzem Herzen."

„Hoffentlich nicht nur Fritz und Ihnen," sagte Natja.

„Das wissen Sie doch," erwiderte Frau Klara, und nun ließ sie sich von den Plänen des jungen Paares erzählen, das seine Verlobung erst nach Hermanns Examen bekannt machen wollte. Natja hatte vor, dann nach Rußs-

land zurückzugehen, bis Hermann, sie, wie er hoffte, recht bald, für immer zurückholen würde.

Nun überwog Klaras fraulicheſ Intereſſe zunächſt alles übrige, und erſt als ſie ſich heiter getrennt hatten, kam die Heimkehrende zum Bewußtſein deſſen, was ſie eigentlich mit ihrem Beſuch bezweckt hatte.

Es wird ihn ſchmerzen, ſagte ſie zu ſich, aber es wird ihn auch gehörig aufrütteln, und das wird ihm nicht ſchaden.

Zehntes Kapitel.

Der größte Hörsaal der Berliner Universität war bereits zur Hälfte gefüllt, als Fritz ihn eine Viertelstunde vor Beginn der Vorlesung betrat. Reihenweise saßen Studenten und zwischen ihnen alte Herren, denen man die Last eines hohen Staatsamts oder die Muße eines den Studien gewidmeten Alters ansah, vor dem Katheder. Er zählte auch mindestens zwei Dutzend jüngerer Offiziere in Uniform, und unablässig strömte durch die Tür eine Schar von Kommilitonen, die nach dem Schluß anderer Vorlesungen von allen Ecken des weiten Gebäudes hierher zusammenfloß. Atemlos stürzten Mediziner herein, die halb laufend den Weg von den Kliniken und den Instituten zurückgelegt hatten, und längst vor dem akademischen Viertel war der tiefe Saal voll gefüllt. Neben und hinter den Bänken standen viele, die keinen Sitzplatz mehr hatten bekommen können. Lebhafte Unterhaltungen wurden ausgetauscht, und um das in dieser Mannigfaltigkeit noch nicht gesehene Gewirr eines akademischen Hörsaals ganz auszukosten, trat Fritz aus der Bank und stellte sich an die Seite, so den vollen Blick zu gewinnen — schon war sein Sitzplatz von einem andern eingenommen. Hier und da zog ein jüngeres Semester die Uhr, Viertel war bereits vorbei, es wurde sehr warm in dem von Gasflammen erhellten Raum, jetzt zeigte die Uhr zwanzig Minuten nach sechs, es

wurde leiser, im nächsten Augenblick sah man draußen die Mütze des Pedellen auftauchen, der die Tür aufriß — und nun betrat eine riesige Gestalt, breitschultrig, von starkem Körperbau, das Katheder. Ein betäubendes Trampeln, an dem offenbar alles teilnahm, ging durch den Raum. Aber ohne es zu beachten, hatte der Mann auf dem Rednerpult, mit einem heißen Blick der dunklen Augen die Menge überfliegend, schon begonnen, ein paar Blätter, in die er einstweilen keinen Blick warf, aus der Brusttasche genommen, und indem er noch die Handschuhe abzog, ging die Rede schon weiter. Atemloses Schweigen ringsumher.

Fritz hatte zunächst nur die Gestalt, die er noch nicht gesehen hatte, mit den Augen umfaßt, den mächtigen Kopf, der so sicher und fest auf gewaltigen Schultern stand — von der Rede hatte er noch nichts verstanden, sie klang ihm zuerst wie eine fremde Sprache, deren Tonfall nicht zu enträtseln war. Mit einer unbewußten Bewegung legte er beide Hände hinter die Ohren, beugte sich etwas vor, um den Schall, der noch dazu von den Wänden unschön zurückgeworfen wurde, ganz in sich aufzunehmen, und nun endlich, aufatmend, verstand er, was Heinrich von Treitschke sprach.

„Der moderne Mensch," sagte er eben, „muß, um die Majestät des Staats zu verstehen, aus einer ganzen Reihe von anerzogenen Anschauungen heraustreten. Was man heute politische Ansichten nennt, ist meist nur der Ausdruck wirtschaftlicher und sozialer Interessen. Nur im Kriege tritt die Politik unmittelbar an uns heran, im friedlichen Ruheleben denken die meisten wenig an den Staat und sind deshalb gern geneigt, ihn zu unterschätzen."

Mit leuchtenden Augen, mit gespannten Sinnen lauschte Fritz. Wie ein tiefes Glück trank er die Stunde

in ſich ein, da er endlich dem heiß verehrten Manne lauſchen durfte, den, wie er ja wußte, ſein Vater im Herzen getragen hatte. Jeder dieſer runden, ſchönen, klaſſiſch geprägten Sätze kam hier ungeſtüm, von der falſchen Atemgebung des tauben Mannes zerhackt, zerriſſen heraus und wirkte dennoch mit noch ganz anderer Gewalt als auf bedruckten Blättern. Hier ſprach kein falſches Pathos, ſondern hier fand das alte griechiſche Wort ſeine wirkliche Bedeutung des Leidens, der Leidenſchaft, die mit allen Fibern und Faſern dem Staat, dem Volk, dem Vaterland und ſeinen Geſchicken zugewandt war, die mitbebte, wenn der große Organismus, deſſen Teil ſie war, erſchüttert wurde. Alle bange Ahnung, alle ſchwüle Stimmung dieſer Frühlingstage lag auf Treitſchkes Worten. Die beginnende Entfremdung zwiſchen dem Kaiſer und dem Kanzler warf ihre Schatten über das deutſche Leben, wurde von keinem ſo haarſcharf bis in die feinſten Schwingungen nachempfunden wie von dieſem, der, des Gehörs beraubt, doch, wie kein andrer mit vollen Sinnen, den Herztakt der Nation bis in die letzten Untertöne vernahm, mitempfand und rückſichtslos nachſprach, nachſprach mit Worten, die kein anderer neben ihm gefunden hätte.

Alles war im Bann, und dennoch wurde kaum, wie in andern Vorleſungen, ein Laut des Beifalls zwiſchen den Worten dargebracht — man wußte, daß man da verlor, weil der Lehrer drüber wegſprach, unaufgehalten, wie er über das Ende der Stunde, das freilich keiner der hingegebenen Zuhörer bereits herannahen fühlte, hinausſprach, bis ſein heutiges Thema erſchöpft war.

Und alſo ſchloß Heinrich von Treitſchke heute:

„Nichts kann verkehrter ſein als die Anſchauung, daß

die Staatsgesetze etwas künstlich Erzwungenes wären gegenüber einem Naturrecht. Ultramontane und Jakobiner gehen beide von dem Standpunkt aus, daß die Gesetzgebung des modernen Staats ein Werk des sündigen Fleisches sei. Es zeigt sich hier nur der völlige Mangel an Ehrfurcht vor dem nach außen gerichteten Gotteswillen, der sich im Staatsleben offenbart.

Fassen wir die Entwicklung des Staats als etwas innerlich Notwendiges auf, so leugnen wir damit nicht die Macht des Genies, des lebendigen Willens in der Geschichte. Denn es ist das Wesen des historischen Genies, national zu sein. Einen geschichtlichen Helden, der nicht national gewesen wäre, hat es nie gegeben."

Es schien, als ob er noch etwas sagen wollte. Schon hatte er, wie er es gewohnt war, die Rechte in einer jener eindringlichen Bewegungen erhoben, mit denen er seinen Vortrag begleitete. Da ließ er sie wieder sinken, daß sie hart auf das Katheder fiel, und brach ab. Er empfand wohl, daß er seinen Hörern, denen er ja nicht nur Lehrer, sondern auch Erzieher sein wollte, am Beginn dieses sich mit Schicksalsschwere ankündigenden Sommers nichts Besseres sagen konnte.

Sie hatten ihn verstanden. Nun erscholl ein immer neu anschwellender Beifallssturm, und ganz wider akademischen Brauch klatschten die Offiziere und klatschte nun alles mit hocherhobenen Händen mit, um so zu zeigen, was der Schwerhörige nicht hören konnte.

Treitschke hatte sich gesetzt, und ohne einen weitern Blick ins Gedränge, begann er zu testieren. Eine lange Kette von Studenten bildete sich, die ihm Mann für Mann ihre Kollegshefte vorlegten. Fritz war einer der Letzten, der

die nach hundert Unterschriften kaum mehr leserlichen Züge in seinem Heft davontrug. Vorsichtig ging er mit der noch nicht trockenen Unterschrift die Treppe herunter, immer noch ganz gepackt, und stand erst im Vorgarten aufatmend still.

Dann trug er seine erregten Gedanken durch das Gewühl der Straßen. Er hatte Berlin auf Ferienreisen mit der Mutter gelegentlich berührt, aber noch nie längere Zeit in der Stadt zugebracht, in deren abendlichen Menschenstrom er nun untertauchte. Das mannigfaltige Leben, das hier bis in entlegene Gegenden herrschte, war ihm wohl bewußt geworden, aber jetzt erst meinte er den tieferen Rhythmus dieses Hin- und Herwogens zu fühlen, den rascheren Puls, der hier in der Stadt großer Entfernungen, lebhaftester Arbeit alles zu ergreifen schien. Er ließ sich tragen, an hellen Schaufenstern vorbei, durch Menschenwellen, die in Theater strömten, schließlich an die stillen Ufer des Kanals hin bis vor das Haus, in dem er wohnte. Noch einmal atmete er die milde Frühlingsluft des Apriltages ein, dann stieg er die drei Treppen hinauf, schloß auf und ging über den leeren Vorplatz in sein Zimmer. Er zündete die Lampe an. Da standen auf dem Schreibtisch an der gewohnten Stelle die Photographie des Vaters in der Uniform und die der Mutter, vor ihnen lag ein während seiner Abwesenheit angekommener Brief. Er setzte sich und las:

Königsberg, den 24. April 1889.

„Mein lieber Fritz!

Den angekündigten langen Brief habe ich erhalten und mit Vergnügen gelesen. Es freut mich, daß Du eine Wohnung recht nach Deinen Wünschen gefunden

haſt, nicht ganz ohne Blick ins Grüne. Nun werden ja die Vorleſungen auch bereits begonnen haben, und ich denke mir, daß Du Dich dann raſch einleben wirſt.

Geſtern war ich wie gewöhnlich bei Wittes, die Dich herzlich grüßen laſſen, Hermann, der junge Referendar, war auch da, Natja iſt geſtern nach Petersburg abgereiſt.

Wir haben uns ja hier nie ganz ausgeſprochen, und ich habe Dich mit voller Abſicht nicht dazu aufgefordert, weil ſolche Auseinanderſetzungen erſt in dem Augenblick am Platze ſind, wo ſie ordnen und heilen, während ſie im unrechten Moment auch bei beſten gegenſeitigen Abſichten, ſelbſt zwiſchen Mutter und Sohn, verſtimmen können, ohne etwas zu nützen. So habe ich denn Deinen Entſchluß, nach Berlin zu gehen, den Du ſo raſch faßteſt, ohne viel Worte gebilligt und billige ihn auch noch. Ja, ich verſpreche mir viel von Deinem Aufenthalt dort und ſehe jetzt eigentlich ein, daß ich Dich ſchon früher hätte dazu anregen ſollen, ein Semeſter fern von Königsberg zuzubringen.

Du wirſt empfunden haben, daß keiner Dir hat wehtun wollen, und ich denke, Dein langes Geſpräch mit Hermann wird ſo verlaufen ſein, daß Eure Freundſchaft jetzt nur noch feſter iſt — ſo deutete ich mir wenigſtens ſeinen Händedruck und die Art, wie er von Dir ſprach.

Dir iſt das große Glück geworden, Dich in Jahren fürs Leben zu entſcheiden, da andre noch irrlichterieren und ohne Gedanken an die Zukunft umhergehen. Ich nenne es deshalb ein großes Glück, weil ich Dich für

ernſthaft genug halte, richtig zu wählen, und ich weiß, daß das, was Dir einmal zufallen wird, und worüber Du Dich ja noch nie mit Worten ausgeſprochen haſt, manchen Einſatz wert iſt. So wirſt Du vielleicht jetzt, was dazwiſchen gekommen iſt, nicht mehr ſo ſchwer nehmen, und das iſt gut, zumal da die Löſung für alle Beteiligten erfreulich war und nach einer Weile eine Aufnahme der alten, herzlichen Beziehungen in voller Unbefangenheit zwiſchen Euch allen mit Sicherheit zu erwarten iſt.

Was eine Mutter im Stillen um ihre Kinder aushalten muß, weiß nur eine Mutter, und nur in einer ſolchen Stunde wie dieſer ſoll ſie ihren Kindern gegenüber davon ſprechen. Ich habe Dich allein erziehen müſſen, da Dein geliebter Vater ſo früh von mir ging, und ich darf Dir, ohne Dich eitel zu machen, ſagen, daß Du es mir nie ſchwer gemacht haſt. So denke ich, daß Du mich auch in dieſen Tagen, wo ich Dir Schmerzen zu bereiten ſchien, die Du Dir doch ſelbſt zugefügt hatteſt, ganz verſtanden haſt, und daß Du heute vielleicht bewußter als je, zum erſtenmal für längere Zeit von mir getrennt, Dir deſſen inne biſt, daß niemand, niemand, Fritz, Dich wärmer liebt und Dich beſſer kennt als

Deine Mutter."

In der gehobenen Stimmung, die ihn noch immer durchglühte, empfand Fritz dieſen Brief wie ein Geſchenk, er las ſich ſelbſt an ihm klar. Und nun erſt fand er den Mut, ein Bildnis Alines, das er aus den Sommertagen des vorigen Jahres bewahrte, aus der Schreibtiſchlade zu

nehmen und aufzustellen, gerade neben dem der Mutter. Er nahm das kleine, schmale Bildchen, das die fragwürdige Kunst des Saisonphotographen immerhin noch freundlich genug gestaltet hatte, noch einmal in die Hand und umfaßte mit warmen Blicken die schlanke Gestalt, die da mit der leichten Strandmütze stand, vor der niedrigen Düne, in deren Schutz das Bild aufgenommen war.

Elftes Kapitel.

Durch die Erfahrung gewitzigt, fand Fritz sich am nächsten Donnerstag noch wesentlich früher im großen Hörsaal ein und gewann denn auch einen Sitzplatz ganz in der Nähe des Rednerpultes. Er freute sich daran, den langsam immer stärker werdenden Zustrom der Hörer zu mustern, der heute mindestens so groß war wie in der ersten Vorlesung. Neben ihm saß ein offenbar nicht mehr studierender Herr und las, ohne sich durch das Geräusch der Ankommenden, die überall aufblitzenden Unterhaltungen stören zu lassen, in einem ziemlich unhandlichen Buch. Fritz machte unwillkürlich eine Wendung, den Titel des Werks zu erspähen, das jener mit beiden Händen vor sich hielt. Da legte der andere den Band hin, schlug die erste Seite auf und sagte mit einer verbindlichen Verbeugung:

„Es sind die deutschen Schriften von Paul de Lagarde. Sie kennen sie nicht?“

„Nein,“ erwiderte Fritz. „Ich kenne nicht einmal den Namen des Verfassers.“

„Sie studieren?“

„Ja, im fünften Semester.“

„Da sieht man's wieder,“ sagte der andre nun und wiegte den Band hin und her. Dann ließ er ihn mit einem leisen Klappen auf den Tisch fallen und sah vor sich

hin. Fritz sah, wie die dunklen Augen hinter dem randlosen Kneifer mit energischer Nachdenklichkeit irgend einen Punkt festhielten und sich in diesen gewissermaßen einbohrten. Der ganze Schädel des Mannes, dessen kurz geschornes Haar über der Stirn zwei tiefe Ecken frei ließ, drückte bewußte Klarheit, Willensstärke aus.

Als ob er nur laut fortsetzte, was er eben still gedacht, sagte der Nachbar nun:

„Lagarde ist nämlich einer der Feinsten und Ernstesten, die wir haben, eigentlich unvergleichbar."

Wieder schwieg er eine Weile, dabei blickte er immer noch vor sich hin. Jetzt wandte er den Kopf zu Fritz, der sofort das Gefühl hatte, von diesen Augen, deren Blick nicht über ihn hinlief, sondern fest in sein Gesicht sah, durchforscht zu werden.

„Manche meinen: ein Eigenbrödler. Zugegeben, aber was will das sagen? Mal war jeder ein Eigenbrödler, der überhaupt einer war — Bismarck hätte Gerlach auch nicht die letzten Wünsche enthüllt, die er damals schon hegte, und die doch mehr waren als Wünsche. Oder hier, Treitschke in Leipzig. Warum ist er nicht Professor geworden? Oder von der andern Seite: Ich erinnere mich noch sehr gut, wie vor zwanzig Jahren in meinem Elternhaus in Weimar von der Sozialdemokratie gesprochen wurde. Lassalle war tot, was sollten die paar Leutchen bedeuten? Und heute — wir werden nächstes Jahr unser blaues Wunder erleben."

Jetzt sagte Fritz:

„Und war's mit den sogenannten Flottenschwärmern anders? Ich denke, jetzt wird's in ein paar Jahren damit weiter kommen als bisher in Jahrzehnten."

„Richtig, verehrter Herr," erwiderte der andre, und in seinem Blick war etwas wie lebhaftere persönliche Teilnahme nach der sachlichen Ernsthaftigkeit von vorhin. „Und ob wir weiter kommen werden!"

Dabei hob er die eine Hand, die bisher lässig bei der andern auf dem Tisch gelegen hatte, eine feine, gut geformte Hand mit schmaler Fessel, aber starken, langen Fingern, ballte sie in der Luft zur Faust und ließ sie wieder fallen.

„Aber auf Lagarde zurückzukommen — man merkt dem Mann ja an, daß er ein bißchen zu viel in der Stube und hinter alten Handschriften gesessen hat. Gar nichts vom Volksredner, überhaupt keine Spur von dem, was auf die Massen wirkt, wie es unser Treitschke hat. Manche absonderliche Idee, zum Beispiel die immer wiederholte des allgemeinen Anklagerechts gegen jeden Mißbrauch von Amtsgewalt."

Der Sprecher zuckte die Achseln.

„Lieber Gott, er hat's aus dem Waldeck-Prozeß, der war ja gemein und hat ihn aus der konservativen Partei getrieben. Sie wissen, Waldeck war durch eine gemeine Fälschung politischer Gegner angeklagt und verhaftet worden. Aber heute drücken uns doch ganz andre Sorgen. Unser Beamtentum macht solche Scherze nicht mehr — dem täte eine Auslüftung nach andrer Seite viel nötiger. —

Im übrigen aber: ein Kerl. Darum kennt ihn auch kein Mensch, entschuldigen Sie. Glühend durch und durch, manchmal praktisch bis in Kleinigkeiten, manchmal mit einer riesengroßen Idealistengebärde, die ganz und gar echt ist, die aber nur einer macht, der von unserer nationalökonomischen Entwicklung nicht genug weiß. Die Haupt-

ſache iſt jedenfalls: wer weiter will, muß ihn leſen. Er iſt die Ergänzung zu Treitſchke —"

„Aber da kommt er," brach er ab.

Der Profeſſor hatte den Saal betreten und ſchon das erſte Wort ſeines Vortrages geſprochen.

Als nach einer Stunde alles aufſtand, ſagte Fritzens Nachbar, als ob er einfach das Geſpräch wieder aufnähme:

„Ja, Treitſchke und Lagarde, es wäre ein lohnendes Kapitel. Der eine überſchätzt den Staat ſehr wahrſcheinlich, der andere unterſchätzt ihn ſicher. Aber ſie drängen beide weiter."

„Kommen Sie mit?" ſagte er dann; „ich gehe nach der Potsdamer Straße zu."

Fritz erklärte, denſelben Weg zu haben, und ſo gingen ſie zuſammen.

In der Friedrichſtraße legte ſein Begleiter Fritz die Hand auf den Arm und blieb einen Augenblick ſtehen, mitten im Gewühl, ohne darauf zu achten, daß ſie angeſtoßen, geſchölten wurden.

„Sehen Sie mal her, da haben wir's gleich. Wie das hier durcheinanderläuft. Die meiſten fleißige Leute, die noch zu tun haben oder eben vom Amt und aus dem Geſchäft kommen. Gewiß auch manche dunkle Exiſtenz, Frauenzimmer und alles mögliche. Da ſtehen ſie um die Litfaß-Säule und ſtudieren, wo ſie ſich abends am beſten amüſieren können. Das macht nun Lagarde nicht mit, ſchilt auf Stadtväter, die für Schauſpielhäuſer und dergleichen Geld ausgeben (unſre tun's übrigens ohnehin nicht), und möchte im Grunde ein ſpartaniſches Ideal wieder haben. Stille Internate, einfaches Leben, Vorbereitung auf die große Rechtfertigung. Wundervoll."

Jetzt gingen sie doch, geschoben, weiter.

„Aber nun Treitschke," fuhr er fort. „Der steht mitten drin. Ob die Spree eine schöne Gegend ist, ist egal, hat er, glaube ich, sechsundsechzig geschrieben. Die Hauptsache, daß wir eine Hauptstadt kriegen, wo das politische Leben zusammenläuft. Selbst als die Gründerzeit da war, hat er davon gesprochen, daß in einer großen Volkswirtschaft bestimmte Wagehälse nötig wären, auf deutsch also doch Spekulanten. Seitdem er nun ganz hier lebt, den vielen Schmutz sieht, der sich in so 'nem Nest anhäuft, ist er in manchen Punkten andrer Ansicht, siehe Judenfrage. Im großen und ganzen ist er derselbe, kein Freund der Schutzzölle, vor allem ein Gegner des Katheder-Sozialismus, den doch schließlich Bismarck mit der sozialen Gesetzgebung sanktioniert hat."

„Also," schloß er, „ich nehme an, daß Sie Treitschke kennen (Fritz nickte), nun lesen Sie mal Lagarde. Ich fürchte, wir werden beide bald brauchen können."

„Ich meine," sagte Fritz, „Treitschke haben wir immer brauchen können und brauchen ihn auch heute noch. Ich habe den Sinn Ihrer Bemerkung nicht ganz verstanden."

„Es wird aber nicht mehr sehr lange dauern."

Mit einem halb fragenden Blick sah der andere Fritz von der Seite an und schwieg dann. Sie waren mittlerweile bis zum Potsdamer Platz gelangt und bogen nun in die Potsdamer Straße ein. Vor einer Weinstube hielt der andre still.

„Kommen Sie mit rein? Aber damit Sie nicht bange werden, will ich mich Ihnen in aller Form vorstellen, da das in Deutschland nun doch mal immer noch zum guten

Ton gehört, als ob man sonst nicht fünfzig Worte miteinander sprechen könnte. Doktor Landmann," sagte er und lüftete den Hut.

Fritz nannte seinen Namen.

„Als ich das erste Mal in England eingeladen war und zufällig nur ein fremder Herr, aber nicht der Gastgeber, im Salon war, fühlte ich mich veranlaßt, mit korrekter Verbeugung meinen Namen zu nennen. Der andre aber sagte nur: ‚That's well'. Da hatte ich genug."

Während Landmann das lachend erzählte, waren sie die Stufen zu der Weinstube emporgeschritten und betraten nun ein kleineres Zimmer, in dem es noch völlig leer war. Kaum hatten sie aber Platz genommen, als die Tür kurz nacheinander zweimal geöffnet wurde und zwei Herren eintraten. Der eine, ein junger Hauptmann in Generalstabsuniform, als Herr von Mettelkamp vorgestellt, fiel zunächst durch eine breite, rote Narbe auf, die am rechten Kinnbacken begann und deren Ende, als er die Mütze abnahm, auf dem Schädel sichtbar wurde. Der andre, Assessor Haffner, ein kleiner, beweglicher Mann, kam Fritz bekannt vor — er entsann sich dann, ihn in Königsberg irgendwo gesehen zu haben.

Als er ihm das aussprach, sagte der:

„Sind Sie denn Königsberger?"

Und auf die Bejahung reichte er ihm noch einmal die Hand und meinte:

„Na, ich auch. Hier in Berlin ist's übrigens jeder vierte anständige Mensch. Kommen Sie eben frisch von da?"

„Vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen," sagte Fritz.

„Und Juriſt?“

„Jawohl.“

„Natürlich,“ lachte der Aſſeſſor. „Auch ſo'n Faden in der heutigen deutſchen Wolle. Was anſtändig angezogen iſt, hier in Preußen, iſt, wenn's nicht Uniform trägt, Juriſt, ohne übrigens mit Ihnen kohlen zu wollen, Landmann.“

Der winkte ab.

„Laſſen Sie's gut ſein, Haffner. Ihnen ſchadet's jedenfalls in meinen Augen nichts.“

„Ich danke,“ ſagte der und trank ihm zu.

Fritz verhielt ſich, als das Geſpräch allgemein und lebhaft wurde, zunächſt ſehr ſchweigſam. Er war weitaus der jüngſte des Kreiſes und fühlte ſich zwar bei dem freien und offnen Ton der Geſellſchaft, zu der inzwiſchen noch zwei Herren geſtoßen waren, nicht gedrückt, aber doch noch unſicher, nicht recht feſt. Auch war manches, was man, offenbar ohne Geheimnistuerei, beſprach, doch derart, daß es ihm nicht völlig verſtändlich war. Es war eine Kolonialdebatte entſtanden. Einer ſprach von einer der letzten Reichstagsreden Bismarcks.

„Damals hatte er geſagt, er wäre von Haus aus kein Kolonialmenſch geweſen und hätte ſich nur dem Druck der öffentlichen Meinung untergeordnet. So kann man das doch aber nicht machen. Er hat auch nachher geſagt, daß er die neuen Forderungen für die Marine erſt brächte, weil der jetzige Kaiſer dafür ein größeres Intereſſe hätte als ſeine Vorgänger. Das geht doch nicht. Das hätte mit ganz anderm Elan vertreten werden müſſen.“

„Aber Liebſter,“ fuhr Doktor Landmann dazwiſchen, „hat Bismarck die Vorlagen durchbekommen oder nicht?“

„Ja," sagte der andere.

„Ja, was heißt dann Elan? Bitte, vergessen Sie doch nicht, daß der Fürst kurz danach mal gesagt hat, er könne das Vertrauen, das er in dreißig Jahren auswärtiger Politik sich erworben habe, auf niemand übertragen. Oder so ähnlich. Mehr kann man doch nicht verlangen, als daß er mit seiner ungeheuren Autorität sich für diese Dinge einsetzt. Der Skandal ist bloß der, daß er bei der Marinesache, die doch wirklich vom Finanzstandpunkt aus ein Pappenstiel war, erst in letzter Stunde eine Mehrheit bekam. Da liegt der Hase im Pfeffer. Wenn selbst Bismarck sagt, daß er in einer Frage unter dem Druck der öffentlichen Meinung gegen seine ursprüngliche Überzeugung gehandelt, sich gewandelt habe, so müssen wir eben in diese öffentliche Meinung hineinblasen, daß es nur so flammt."

Haffner sagte nachdenklich:

„Ja, aber den Kaiser haben wir doch, wie es scheint, in diesen Dingen für uns. Ob der nicht das Blasen noch viel besser besorgen könnte?"

„Sie meinen, ohne Bismarck?" rief Landmann dazwischen. „Lieber Haffner, gehen Sie in sich und überlegen Sie sich mal die Sache. Wer von uns kennt den Kaiser? Nicht ein einziger. Wer kennt ihn überhaupt? Ob ihn Bismarck kennt? Bismarck aber kennen wir. Dem sind Monopole und Zölle und solche Dinge gelegentlich in die Binsen gegangen — in den großen nationalen Fragen hat er sich nichts abhandeln lassen, und wenn es hart auf hart kam — auch dem alten Kaiser gegenüber. Denken Sie an Nikolsburg! Wenn wir den weiter bekommen, wenn wir dem die Überzeugung beibringen, daß

es sich hier um Fragen von ähnlicher Bedeutung handelt, bei der Ausdehnung der Flotte und bei den Kolonien, dann — dann kann er's auch da mal machen wie beim Septennat. Bismarck gehört zu denen, die alles an alles setzen. Den Kaiser in allen Ehren, aber einmal wissen wir's von ihm nicht, und dann wissen wir nicht, da er doch nicht allein regieren kann, wer nach Bismarck kommt."

Ein älterer Herr nahm das Wort und sagte:

„Ich unterschreibe alles, was Landmann gesagt hat, aber ich glaube, daß es sich hier gar nicht mehr um theoretische Erörterungen darüber handelt, wer's besser machen könnte. Ich fürchte, daß wir sehr bald vor einer praktischen Entscheidung stehen, die niemand von uns und auch sonst kaum einer beeinflussen kann."

Alle sahen den Sprecher aufmerksam an, der selbst vor sich hinblickte und nun fortfuhr:

„Geheuer ist die Sache nicht. Sie wissen, wir erfahren in der Presse manches oder, besser gesagt, es kommt manche Andeutung zu uns, die wo anders nicht laut wird. Ich sehe sehr trübe in die Zukunft."

Alles schwieg noch. Man wußte: wenn der nicht mehr sagen wollte, war auch nicht mehr aus ihm herauszubekommen. So kam keine rechte Unterhaltung mehr auf, bis man sich trennte und Fritz mit Landmann zusammen nach Hause ging. Der, den er nur wenige Stunden länger kannte als die andern, erschien ihm doch nun, nach all den neuen Eindrücken, wie ein alter Bekannter, dem gegenüber er seine Erregung reden ließ.

„Ich kann es mir nicht vorstellen," sagte er, „und ich glaubte auch nicht, daß das daran liegt, daß ich noch zu jung bin. Ich glaube, wir alle, in meinen Kreisen wenig-

ſtens, können uns einen Abgang Bismarcks nicht denken. Erinnern Sie ſich doch nur, wie es vor einem Jahr war, als die beiden Kaiſer ſtarben. — Daß Bismarck blieb und lebte, das erſchien doch uns allen als Hauptſache, als Beruhigung. Ich kann mir's einfach nicht denken, daß alles, was die Herren ſagten, mehr iſt als Kombination."

„Es iſt mehr," erwiderte Landmann, „verlaſſen Sie ſich drauf, es iſt mehr. Gerade deshalb habe ich heute ſo lebhaft vom Gegenteil geſprochen."

„Ja, aber, was ſoll dann werden?"

„Sehr richtig gefragt. Aber ſchlimm genug, daß heut' alle ſo fragen. Wie nun, wenn Bismarck ſtürbe — er iſt ſchließlich vierundſiebzig —? Dann müßte es auch gehen."

„Ja, aber Sie haben doch ſelbſt vorher die Schwierigkeiten einer Zukunft ohne Bismarck gezeichnet," ſagte Fritz.

„Hab' ich, hab' ich getan und tu' ich noch jetzt. Und das eben iſt das Entſetzliche der Lage. Ich habe oben ziemlich gut reingeguckt, ich war in einem Miniſterium, ich war auch drüben, in Amerika und ſonſt, ich kenne die Menſchen, den Betrieb. Es wird ſehr ſchlimm werden ohne ihn. Und, was das Tragiſche daran iſt: er ſelbſt iſt nicht ohne Schuld. Er hat gearbeitet, mehr wahrſcheinlich als irgend ein Menſch im ganzen Jahrhundert; aber Nachfolger, ja, auch nur ſelbſtändige Gehilfen auf ſeinen eignen Gebieten hat er nicht erzogen, und der Kaiſer, der ſo unerwartet früh auf den Thron kam, hat noch nicht viel mit ihm arbeiten können, war viel verreiſt, dann war Bismarck wieder monatelang fort. Und das iſt noch nicht mal alles. Die ganzen Parteien, die Preſſe, ja, ſagen wir ruhig die Nation iſt abſolut nicht darauf eingerichtet, ohne ihn weiter zu kommen. Er hat uns auf der einen Seite

verwöhnt und hat uns auf der andern Seite nicht herangelaſſen. Sehen Sie mal (Landmann war nach ſeiner Gewohnheit wieder ſtehen geblieben und hatte ſich voll zu Fritz gewandt), er iſt ein Genie, das weiß einer, der mal in ſeiner Nähe arbeiten durfte (Fritz ſah Landmanns Augen aufleuchten), beſſer als irgend ein andrer. Aber Genies wohnen ſchließlich im Herrenrecht, ſie machen alles allein."

Sie gingen weiter, Landmann fuhr dann fort:

„Wen hat denn Goethe ſchließlich am nächſten an ſich herangezogen: Zelter, Meyer, Riemer, Eckermann; brave Leute, aber ohne tiefere Selbſtändigkeit. Schiller, das andre Genie, hat ihn mal mitgeriſſen, nicht umgekehrt. Der hat doch neben ihm und zum Teil mit ihm ſelbſtändig und ganz allein gearbeitet. Das kann man natürlich nur mutatis mutandis auf Bismarck übertragen, aber dann ſtimmt's. Er hat ein paar ſehr geſchickte Leute um ſich, ſelbſtändige Köpfe gibt's bei uns natürlich genug, aber nicht in Bismarcks eigentlichen Reſſorts, bürokratiſch geſprochen — allgemein geſagt, nicht in der hohen Politik, die er ſchließlich doch dreißig Jahre allein für uns getrieben hat. Da liegt die Gefahr."

„Und wie wäre der abzuhelfen?" fragte Fritz in ſcheuer Erregung.

„Ich fürchte, vorläufig gar nicht, wenigſtens nicht mit raſcher Wirkung. Wir werden ſehr böſe Erfahrungen machen, das zu wiſſen, braucht man kein Prophet zu ſein. Wir werden durch Schaden klug werden. Und dann heißt's Tag für Tag arbeiten, laut und leiſe, Männer heranziehen, die in der Gegenwart für die deutſche Zukunft leben, jeden ſtützen, aber nicht bevormunden, der für uns

rübergeht, und nicht unter englischer Flagge, sondern unter der schwarz-weiß-roten, erwerben, bauen. wenn's sein muß, auch kämpfen will, den Bürokratismus mit all' seiner Peinlichkeit da zum Teufel jagen, wo er uns nur hemmt. Wir brauchen Leute, die nicht glauben, daß nun mit dem Deutschen Reiche alles zu Ende ist, und daß wir nun fertig sind, weil wir den Dreibund haben, und so weiter und so weiter. Wenn man einen Bismarck für die kolonialen Sachen herumbekommen hat, geht's auch mit anderen. Geschrei allein machts nicht, wenn's auch manchmal nottut, wo Preßfreiheit und Wahlfreiheit herrschen. Wo sollen wir denn mit unserm Geburtenüberschuß hin, mit unserer großen Volksvermehrung? Ewig Kulturdünger für Engländer und Amerikaner sein? Ich danke.

Das alles kann man nicht von heute auf morgen beantworten, und man kann die Menschen nicht von heut' auf morgen ändern. Aber weil wir einmal als Deutsche da sind und leben wollen, ist's mit dem bangen Fragen und Zweifeln nicht getan. Daß wir einen jungen Herrscher haben mit Interesse für Seemacht, ist an sich nur gut. Er muß nur Leute finden, die ihm den Wind machen, wo er ihn braucht, und die ihm, wenn's nottut, auch so steif opponieren, wie Bismarck opponieren konnte."

„Na, für heute genug. Auf Wiedersehen. Kommen Sie ruhig mal wieder zu uns."

Sie waren im Eifer des Gespräches am Kanal hin- und hergeschritten, jetzt trennten sie sich, und jeder ging seiner Wohnung zu.

Zwölftes Kapitel.

Seit diesem Abend erschien Fritz häufig in dem ihm freundlich eröffneten Kreise. Ja, da sein dem Ende nahendes Studium ihm wenig Zeit ließ, waren diese Abende fast das einzige, was außer kurzen Spaziergängen die Zeit unterbrach, die er zwischen Studien am Schreibtisch und in der Universität teilte. Die Teilnehmerzahl dieser abendlichen Zusammenkünfte ging kaum je über neun oder zehn Herren hinaus — den Kern bildeten immer Doktor Landmann, der bei einem kolonialen Unternehmen in Berlin beschäftigt war, der Generalstabsoffizier, Assessor Haffner und der Redakteur. Fritz zog die Art an, in der man hier ohne das übliche Kannegießern über politische Fragen als Lebensfragen des Volks sprach, und er sah, daß all diesen Männern, jedem nach seinem Wirkungskreis, das Gesprochene nicht nur Wort, sondern Tat war. Er fühlte sich unwillkürlich manchmal an den alten Witte erinnert und schöpfte aus seiner historischen Kenntnis Vergleiche mit den besten Tagen der alten Achtundvierziger. Als er das einmal aussprach, meinte Haffner:

„Sie mögen nicht unrecht haben. Wir treffen ja sogar in einzelnen Fragen, zum Beispiel der Flotte, mit den alten Herren zusammen, in manchen andern freilich

nicht. Und dann haben wir ja das Eine voraus, daß wir auf festerm Boden stehen. Die Plattform, die sie erst schaffen wollten, haben wir doch mal unter den Füßen, und das ist denn freilich sehr viel."

„Sehr viel," warf Landmann ein. „Im übrigen: kein Mensch kann heute sagen, ob nicht auch manches von den rein formell politischen Dingen, Parlamentarismus und so weiter, was jene beschäftigte, uns noch mal sehr unangenehm auf die Nägel brennen wird. Heut' freilich haben wir andre Sorgen."

Der Redakteur zog, wie er oft tat, seinen breiten Bart mit beiden Händen auseinander und sagte:

„Warten Sie nur ab, bis das Sozialistengesetz aufgehoben wird. Dann werden wir auch in der Beziehung noch unser blaues Wunder erleben."

Aber die Mitteilung ließ kühl. Haffner zuckte die Achseln und entgegnete:

„Ewig konnte das ja doch nicht währen."

Und Landmann meinte:

„Soll es auch gar nicht. Damals, nach den Attentaten war einzelnes in dem Gesetz vielleicht nötig. Wenn man heute Zeitungen aus jenen Jahren vornimmt, ist man über die brutale Frechheit, den krassen Nihilismus entsetzt, der sich breit gemacht hat. Vielleicht war das Gesetz trotzdem um ein paar Grade zu hart, aber erzogen hat es die Sozialdemokratie doch. Jetzt können wir uns so was nicht mehr leisten. Wir sind heute auf die Industrie und die Arbeiter viel zu sehr angewiesen und müssen dann Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen. Ich werde dem Gesetz keine Träne nachweinen, ich hoffe sogar, daß es nicht erneuert wird."

Der Redakteur gab nicht klein bei.

„Ja, hat sich denn aber die Gesinnung der Masse geändert, wenn auch der Ausdruck zahmer geworden ist? Haben denn die sozialpolitischen Gesetze irgend etwas genützt?“

„Nein,“ sagte Haffner, „das haben sie nach der Richtung hin allerdings nicht. Aber sie haben den sogenannten besitzenden Klassen, uns, das Gewissen etwas entlastet; freilich sind sie erst der Anfang. Ganz gut kann es erst werden, wenn auch der Arbeiter, der kleine Mann überhaupt, der ja, was wir nicht vergessen wollen, nicht immer Fabrikarbeiter ist, Land erwerben kann.“

„Bravo!“ rief Landmann, „da habe ich Sie auf Lagardes Spuren. Die alte germanische Freude am Landbesitz muß der Staat mit aller Gewalt stützen, nicht nur in den polnischen Provinzen, überall, drüben in den Kolonien und hier. Wer Land hat, wird staatserhaltend, ich meine gar nicht konservativ im Parteisinn, aber positiv, er ist an der Erhaltung der Ordnung ganz anders interessiert.“

Fritz erzählte von russischen Verhältnissen, die er in verschiedener Beleuchtung an Ort und Stelle kennen gelernt hatte, von dem Bauernelend unter dem Gemeineigentum.

„Übrigens,“ fiel Haffner wieder ein, „wenn die Partei gar so schlimm wäre, müßten wir im Heere sehr viel mehr davon merken, und es gibt doch jetzt bald in jeder Kompagnie fertige Sozialdemokraten, wenigstens in allen Industrieprovinzen. Ich habe bei meinen Übungen niemals das geringste bemerkt. Was sagen Sie, Mettelkamp?“

Der Gefragte nickte.

„Ich hatte als Rekrutenoffizier regelmäßig eine ganze Anzahl Leute, die uns beim Eintritt als Sozialdemokraten bezeichnet waren. Sie haben sich in nichts von den andern unterschieden und, was wichtiger ist: auch in den Landwehrkompagnien, in den Großstädten kommt eigentlich niemals etwas vor. Als ich mir drüben dies (er zeigte auf die schlecht vernarbte Wunde) holte, damals mit Wißmann, war auch ein Mann mit, den ich Grund hatte, für einen waschechten Sozi zu halten, wenn er auch selten den Mund auftat. Der Kerl hat gefochten wie der Teufel. Und genau so wird's uns mit der ganzen Gesellschaft gehen, wenn's mal hier zum Schlagen kommt."

„Die Leute," sagte Landmann, „werden sich sicherlich nach der Aufhebung des Gesetzes nicht ändern, vielleicht kriegen wir noch mehr in den Reichstag, aber das hilft mal nichts. Entweder oder. Wenn wir heraus wollen, in die Höhe, größer werden, können wir nicht ein paar Millionen zu Männern minderen Rechts machen. Im übrigen halte ich die jetzt notwendige Geheimnistuerei für viel schlimmer als offne Aussprache. Sehen sie England an: das hat längst nicht ein so demokratisches Wahlrecht, wie das Reich, aber jeder kann unangemeldet unter freiem Himmel, oder wo er sonst Lust hat, so viel sozialistische Theorien verkünden, wie er will. Je mehr wir die Sozialdemokratie ohne sonderliche Erregung als Partei wie jede andere behandeln, um so mehr Nimbus nehmen wir ihr — vorausgesetzt, daß im übrigen nicht zu viel Dummheiten passieren."

„Und der Anarchismus?" warf der Redakteur ein.

„Die Bestie," meinte Haffner, „müssen wir der Polizei überlassen. Die bändigen wir durch das Sozialisten-

geſetz auch nicht. Die frißt ſich am faulen Fleiſch in der freieſten Republik ſo gut weiter wie in der ruſſiſchen Autokratie." —

Dieſe Unterhaltung klang in Fritz noch nach, als er am andern Abend den Feenpalaſt betrat, wo eine Studentenverſammlung das Thema „Studenten und Politik" erörtern wollte. Der große Saal war raſch bis auf den letzten Platz gefüllt. Hier und da ſah man Leute, die offenbar keine Studenten oder keine Studenten mehr waren, aber im großen und ganzen waren alle Gruppen der akademiſchen Bürgerſchaft vertreten, auch, ohne Band und Mütze, aber an den Menſurnarben erkenntlich, Verbindungsſtudenten.

Der Referent kam nach kurzen Erörterungen zu dem Schluß, daß ſich der Student überhaupt nicht mit Politik befaſſen ſolle. Seine Rede wurde ohne ſonderliche Zeichen von Beifall oder Mißfallen aufgenommen.

Dann trat ein andrer auf und widerſprach. Mit einem freien und echten Pathos betonte er, der Student ſolle ſich in allen Dingen, die Kaiſer und Reich angingen, auf die Seite der ſtaatserhaltenden Parteien ſtellen, aber im übrigen jede Politik von ſich abwehren.

Dieſer Redner fand ſtarken Beifall, der ſich noch ſteigerte, als ein dritter die Judenfrage vorbrachte und hier die Studentenſchaft zur Beteiligung im Sinne der Abwehr des Judentums aufforderte.

Fritz hatte keine dieſer Reden befriedigt. Er fand in keiner, was nach ſeinem Gefühl geſagt werden mußte, und meldete ſich zum Wort. Eh' er's gedacht, wurde ſein Name aufgerufen, und er ſchritt auf die Tribüne. Wie ein

ungeheurer Druck legte es sich ihm auf die Brust, als er auf die vielen Hunderte hinabsah, die nun alle gleichzeitig ihm ins Gesicht schauten. Er hatte noch nie in einer großen Versammlung gesprochen, und so begann er, zögernd, tastend, wurde erst an seinen eignen Worten freier und sprach schließlich in zusammenhängendem Fluß.

„Kommilitonen," sagte er, „ich kann keinem der drei Vorredner beistimmen, am wenigsten dem ersten. Wenn wir uns in der Tat von jeder Beschäftigung mit Politik ausschließen wollen, so stellen wir uns selbst schlechter, als alle andern jungen Leute unseres Alters stehen. Selbstverständlich betreiben wir keine Parteipolitik. Das wieder würde unserm Charakter als Studenten widersprechen, die sich lernend ihr Urteil bilden wollen. Aber wie sollen wir das, wenn wir aus dem Verkehr unter uns, aus dem privaten und dem öffentlichen, jede Politik verbannen? Nur wenn Stein sich an Stein reibt, gibt es Funken, und wo soll das Feuer, das der zweite Redner für die großen deutschen Ziele verlangt hat, herkommen, wenn wir es nicht, auch in Streit und Widerstreit, genährt haben? Und so darf es nicht nur, wie derselbe Redner gesagt hat, etwa die Wehrmacht des Reiches sein, der wir nachdenken, und nicht etwa die von dem dritten Redner herausgegriffene Judenfrage, die wir nur im Komplex aller politischen Fragen verstehen können. Nach meiner Auffassung (wie eine Vision erschien Fritz in diesem Augenblick Wittes Zimmer, und er sah sich dem Alten gegenüber, wie vor ein paar Monaten) — nach meiner Auffassung hat der Student nicht nur das Recht, sich, so weit es irgend geht, auch mit politischen Fragen zu befassen, sie durchzudenken, sich über sie Rats zu erholen, er darf nicht nur

Politik lesen und hören, sondern er hat geradezu die Pflicht, sich politisch zu bilden.

Wann soll er denn das tun, wenn nicht auf der Universität? Viele von uns kommen später in ganz kleine Orte, fern vom großen Treiben, das in den großen Universitätsstädten, besonders hier in Berlin, herrscht, fern von dem regen geistigen Verkehr, den es auch an der kleineren Universität gibt. Dann wird es für viele zu spät sein, dann werden sie wie Rekruten in irgend einen Parteiverband einschwenken, sie werden nie führen können, sie werden immer nicht einmal in verba magistri schwören, sondern auf die Worte dessen, der, sagen wir einmal, den größten Mund hat."

Hier unterbrach den Redner vereinzeltes beifälliges Lachen.

„Wenn wir auf der Universität nicht nur totes Wissen lernen sollen und lernen wollen, so müssen wir auch unter uns selbst und von unsern Lehrern lernen, politisch denken. Denn was heißt politisch denken anders als staatlich denken, als sich fühlen als Bürger eines großen Gemeinwesens! Wie sollen wir die bürgerlichen Rechte, die uns später zufallen, und die nach jeder ernsten Auffassung Bürgerpflichten sind, ohne diese Vorbereitung erfüllen? Nur so verstehe ich unsern geliebten Lehrer Heinrich von Treitschke (hier unterbrach ihn stürmischer Beifall), nur so verstehe ich ihn, wenn er uns davor warnt, in das Gezänk des Tages hinabzusteigen. Die lebendige Staatsgesinnung, die er lehrt, die große Volksgesinnung, möchte ich sagen, die wir brauchen und die wir später selbst lehren und vertreten sollen, die müssen wir hier miteinander und aneinander erwerben."

Er machte eine kleine Pause. Dann fuhr er, nun ganz ruhig geworden, fort, und die Wärme, mit der er sprach, der Ernst, den seine Rede ausströmte, verlieh dem jugendlich Unfertigen, das darin war, eine größere Ausgeglichenheit.

„Wir leben, das empfinden Sie alle mit mir, in einer Zeit ernster Wandlungen, wir wissen nicht, was für Geschicke sich für Deutschland vorbereiten."

Hier riefen ein paar Stimmen aus einer Ecke: „Oho!"

„Das Deutsche Reich ist da. Auch von uns Studenten, von unsern Vorgängern haben viele dafür geblutet."

Er hielt inne, weil das Antlitz seines Vaters in diesem Augenblick lebhaft vor ihm aufstieg.

„Aber das Reich ist noch nicht am Ende seiner Aufgaben, am Ziele seiner Größe."

Hier wurden die Oho-Rufe lebhafter, ein paar, die ihre parlamentarische Schulung zeigen wollten, riefen: „Hört, hört!"

„Sie wissen alle, daß es die akademische Jugend war, die in den vierziger Jahren, die auch 1848 mit vornean stand."

Hier verstärkte sich der Widerspruch bis zu lebhaftem Protest, von vielen Seiten wurde gerufen: „Achtundvierzig, wir danken," und ähnliches. „Wir sind keine Republikaner," tönte es von einem der vordersten Tische, und von hinten rief eine Stimme: „Olle Kamellen!"

Mit Mühe verschaffte der Leiter der Versammlung Fritz wieder Ruhe. Erregt fuhr dieser fort und klopfte unwillkürlich mit der Hand auf das Pult:

„Olle Kamellen, habe ich soeben jemanden rufen hören, und ein anderer von Ihnen sagte: wir sind keine

Republikaner. Diesem zweiten Herrn sage ich: gewiß nicht, das sind wir nicht, wir stehen auf dem Boden des heutigen Deutschen Reichs und als Preußen auf dem des Königreichs Preußen. Aber, das möchte ich denn doch hinzufügen (hier bekam seine Stimme einen Beigeschmack von leichter Ironie), wenn der betreffende Herr vielleicht etwas mehr Politik auf der Universität getrieben hätte, so würde er wissen, daß auch von jenen alten Achtundvierzigern sehr viele keineswegs Republikaner waren, und ich möchte ihn bitten, sich einmal die Verfassung anzusehen, die das Frankfurter Parlament geschaffen hat."

Wieder wurde von verschiedenen Ecken dazwischen gerufen: „Professoren-Parlament". Aber Fritz ließ sich nicht stören und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Die Verfassung, die das Frankfurter Parlament geschaffen hat, in dem allerdings, worauf wir Studenten stolz sein sollten, viele Professoren saßen, ist in wesentlichen Stücken die Grundlage der heutigen Reichsverfassung. Die Herren, die das nicht wissen und deren politische Studien offenbar sehr einseitig gewesen sind, haben vielleicht die Güte, das zu Hause nachzulesen, oder, falls sie politische Werke nicht auf ihr Bücherbrett stellen, sie sich in der Königlichen Bibliothek geben zu lassen. Jene alten Frankfurter waren in ihrer großen Mehrheit alles andre als Republikaner, was ja übrigens noch gar kein Schimpfwort ist, und — das sage ich dem Herrn, der vorher „Olle Kamellen" rief, — auf den Schultern dieser Männer stehen wir und steht auch, wie er das selbst ausgesprochen hat, in sehr vielen Dingen Fürst Bismarck."

Wieder ertönten Oho-Rufe.

„Worin wir aber ganz und gar auf den Schultern der

besten unter diesen Männern stehen sollten, das ist das Bewußtsein, daß wir künftige, vollberechtigte Staats- und Reichsbürger sind, und daß es unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, uns darauf vorzubereiten, vom ersten Tage an, wo wir als freie akademische Bürger aus der Schule hinaustreten."

Er mußte an das kurze Gespräch mit Kossekel während des Kaiser-Kommerses denken und lächelte mitten in seiner Erregung.

„Noblesse oblige. Wir haben es so sehr viel besser als alle Altersgenossen, vom Leutnant, der vom ersten Tage an unter Befehl steht, bis zum Arbeiter, dem die Bildungsquellen nicht zugänglich sind, die wir haben —; darum tun wir nicht mehr, als wir müssen, wenn wir diese Lage mit allen Kräften ausnützen. Damit nützen wir nicht nur uns, sondern dem Vaterlande, dann können wir ihm nicht nur in den Fragen, die der zweite Herr Redner erwähnt hat, sondern in allen Fragen helfen, denn alle Probleme, die das Vaterland berühren, sind nationale Probleme — nur dann hat unsere spätere Tätigkeit für das Reich und für den Staat Wert. Ich bin selbst Couleurstudent („Nanu", rief eine schrille Stimme), aber so wenig es auf der Universität mit Band und Mütze getan ist, so wenig später gegenüber den andern, die etwas von uns verlangen und erwarten, mit dem Doktor- oder dem Assessor- oder meinetwegen selbst dem Geheimratstitel. Und so lassen sie mich schließen: die Frage heißt nicht, soll der Student Politik treiben, sondern sie kann nur noch heißen: wie treibt der Student am besten Politik? Und meine Antwort darauf ist: nicht durch vorzeitige Festlegung auf eine Partei oder eine Ansicht, sondern durch das, was

sein Name sagt, durch ein heißes, unabläſſiges Studium. Hier müſſen wir lernen, was wir dereinſt, und hoffentlich als Führer, üben wollen."

Fritz verließ den Platz, während rings im Saal Beifall in ſehr verſchiedenen Abſtufungen laut wurde. An einigen Tiſchen klatſchte und trampelte man unabläſſig, an anderen gab ſich kühle Beiſtimmung kund, viele ſaßen ſchweigend und ſichtlich unzufrieden, offenbar nur durch die Wärme der Anſprache inſtinktiv innerlich verhindert, ihrem Mißfallen Ausdruck zu geben.

Fritz ſchwankte das Bild der lebhaft bewegten Menge ein wenig durcheinander, und ſo erſtaunte er, als auf dem kurzen Wege von der Tribüne zu ſeinem Tiſch jemand auf ihn zutrat und ihm auf die Schulter klopfte. Erſt nach einigen Augenblicken erkannte er den Redakteur.

„Das war ganz vortrefflich, Herr Friedrich," ſagte der.

Fritz, noch ein wenig erregt, dankte ihm nur kurz und lud ihn ein, an ſeinen Tiſch zu kommen. Sie brachen bald auf, da die weitere Diskuſſion nichts Neues mehr brachte und ſchließlich ſteuerlos ins Uferloſe verlief. An einem übermüdet gähnenden Polizeioffizier vorbei gingen ſie eine Seitentreppe hinab und traten ins Freie.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?" ſagte der Redakteur. „Dann ſchreiben Sie mir die Grundgedanken Ihrer Rede mal auf und ſchicken Sie ſie mir für mein Blatt."

„Für Ihr Blatt?" fragte Fritz überraſcht.

„Ja. Was Sie ſagten, hatte Hand und Fuß, Sie werden's ja beim Niederſchreiben noch etwas prägnanter zuſammenfaſſen. Alſo wann ſchicken Sie mir's?"

Fritz versprach auf sein Drängen, es am andern Tage in die Redaktion zu senden.

Von der Kaiser-Wilhelmbrücke ging er allein nach Hause. Pferdebahnen fuhren ohnehin nicht mehr, und da es eine laue Sommernacht war, tat ihm der Spaziergang wohl. Er schritt am Lustgarten vorbei, wo links von ihm die Schloßkuppel in die Lüfte ragte, rechts das Museum, und schlenderte dann den Mittelgang der Linden entlang, durch den Tiergarten auf schmalen Wegen, die er nun alle kannte, weiter. Jetzt hinterher erschien ihm sein Auftreten wie etwas Unwahrscheinliches, und unwillkürlich suchte er die Worte, die er gesprochen hatte, wieder zusammen, ohne sie finden zu können.

Noch als er eingeschlafen war, vernahm er im Traum die Geräusche der Versammlung, das Hin und Her der Zwischenrufe, aber als er am Morgen aufwachte, standen seine gestrigen Worte so fest in seinem Gedächtnis, daß er sie nur wie von einer Tafel abzuschreiben brauchte. Er strich einiges und sandte das Manuskript an Doktor Burdach.

Dreizehntes Kapitel.

Fritz war mit Landmann und Haffner in Potsdam gewesen, hatte die Wohnung Friedrichs des Großen und das schlichte Arbeitszimmer Wilhelms des Ersten gesehen und kehrte spät abends heim. Da er morgens sehr früh aufgebrochen war, fand er jetzt erst einen am Vormittag gekommenen Brief. Er war von Witte.

„Lieber Fritz," schrieb der Doktor, „zunächst möchte ich Dir herzlich danken, und zwar für Deinen Aufsatz im Preußischen Tageblatt, der mir durch Deine Frau Mutter übergeben wurde. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß ich mich überall auf's Wärmste berührt gefühlt und an manches gedacht habe, was wir zusammen besprochen haben. Andre Leute denken freilich über Dein Auftreten in jener Studentenversammlung (Dein Artikel ist nicht bis hierher gedrungen) wesentlich anders. Du wirst wissen, wen ich meine, natürlich unsre Sugambrer. Die leise Verstimmung gegen Dich war durch Deine Abwesenheit naturgemäß gewichen oder, besser gesagt, vergessen. Man hatte Dich, als Du ganz wider den Brauch jetzt noch ins Reich gingst, sehr gerne ziehen lassen, denn man mochte sich nicht mit Dir anlegen und hoffte, daß Du in Deinem letzten Semester ohnehin stark beschäftigt sein und in der Verbindung wenig hervortreten würdest.

Jetzt haben ſich einige der jungen Herren und beſonders auch ein paar alte, vor allem Danilewski, erheblich über jene Rede aufgeregt — der Bericht ſtand ja ſogar in einer unſrer hieſigen Zeitungen. Außerdem waren zwei Inaktive von den Sueven dort, die Dich flüchtig kennen. Einmal weißt Du ja, daß Deine Anſichten hier nicht geteilt werden, das Wort Achtundvierzig iſt für einzelne beinahe ein rotes Tuch, und die Beſchäftigung mit der Politik ex officio, die Du mit Recht predigſt, behagt den jungen Leuten keineswegs.

Nun ſind ſie aber in einer gewiſſen Klemme. Nämlich, wie Du Dir denken kannſt, von wegen meiner. Sie wiſſen, wie wir miteinander ſtehen, und wenn ich auch vielen, leider auch manchem alten Semeſter, ſuſpekt bin (eben wegen ††† Achtundvierzig), ſo bin ich doch einer der älteſten, und man mag es mit mir nicht ganz verſchütten, vielleicht auch — Du darfſt ruhig lächeln —, weil mein Bruder Exzellenz iſt. Am liebſten würde man Dich meiſtbietend an eine Burſchenſchaft oder an den V. D. St. verſteigern, wobei mir übrigens zweifelhaft iſt, ob Dir damit gedient wäre.

Nun leſe ich in Deinen Augen die Frage, warum ich denn nicht ſelbſt austrete. Ich habe mir dieſe auch bereits vorgelegt, aber doch immer wieder und auch jetzt mit nein beantwortet. Ich gehöre jetzt ſechsundachtzig Semeſter zur Sugambria, und meine ſchönſten Jugenderinnerungen gehören der Verbindung, die damals freilich nicht nur, wie heute, auf Geſelligkeit und dergleichen aufgebaut war. Und darum bleibe ich jetzt, wie ich bei früheren Konflikten geblieben bin. Ich denke da wie ein alter jüdiſcher Freund von mir, der von einem andern aufgefordert wurde, ſeiner

Couleur das Band zurückzuschicken, weil sie keine Juden mehr aufnähme. Er tat es aber nicht, sondern sagte: mein Vater und ich haben dieser Verbindung angehört; ich werde mich selbstverständlich einstweilen am Verbindungsleben nicht beteiligen, aber, da man mir aus der Verbindung heraus keinerlei Abneigung zeigt, das Band behalten. Die Zeiten ändern sich wieder, und meinen Sohn wird man wahrscheinlich wieder sehr gern aufnehmen. Junge Leute muß man nicht so tragisch nehmen. — Er hat recht behalten, und heute ist sein Sohn in derselben Verbindung. Und darum bleibe auch ich. Dir aber möchte ich, so leid es mir tut, raten, freiwillig auszutreten. Man hat keine großen Handhaben gegen Dich und möchte Dich auch wieder nicht treten (immer mit aus Rücksicht auf mich); aber frage Dich einmal selbst, was sollst Du eigentlich noch in dem Kreise? Du bist spät eingetreten, eigentlich schon zu spät, daß Du den vollen Reiz holder Jugendeselei noch hättest empfinden können, den auch das bloße Couleurleben ohne tiefern Hintergrund auf jedes oder doch auf fast jedes jugendliche studentische Gemüt ausübt. Du hast verschiedentlich Differenzen gehabt, hast auf der andern Seite ein paar nette Leute kennen gelernt, quorum unus ego; im letzten Semester — da haben die Leutchen ganz recht — wirst Du nicht mehr viel mitmachen, und ob Du später als alter Herr noch sehr viel Zusammenhalt mit der Couleur haben wirst, ist mir um so zweifelhafter, als ich aus verschiedenen Anzeichen vermute, daß Deines Bleibens in Königsberg später nicht allzu lange sein wird."

Erstaunt, betroffen legte Fritz hier das Blatt nieder. Wie kam der Alte darauf? Er war sich bewußt, nicht ein

Wort der Art nach Hause geschrieben zu haben. Sinnend sah er vor sich hin. Verriet sich der Mutter, denn nur mit ihr stand er in regelmäßigem Briefwechsel, zwischen den Zeilen mehr, als er selbst schon mit Absicht hineinlegen konnte und wollte? — Er las weiter:

„Ich mache nicht gern die Augen zu, um etwas nicht zu sehen, was ich doch sehen muß, und so spreche ich auch diese mir sehr schmerzliche Vermutung ganz ruhig aus, will auch Deine Absichten, die ich ja des näheren gar nicht kenne, nicht stören. Aber, wieder auf die Sugambria zurückzukommen, ich rate Dir, wie gesagt, schreibe einen artigen Brief, daß Du austreten möchtest, man wird Dir nichts in den Weg legen, und Du wirst in allen Ehren entlassen werden. Es hat sich, wie ich Dir ruhig verraten darf, ein kleiner Streit abgespielt: die Partei Rose wollte gegen Dich vorgehen, Kossekel mit seiner vernünftigen Ruhe hat das verhindert und hat zu meiner Freude dabei insbesondere bei einigen jüngeren Semestern Unterstützung gefunden, die, wie mir scheint, den andern noch manche Nuß zu knacken geben werden, und die ja, was mich noch mehr freut, in einigen Semestern die Führung haben müssen. Du wirst sogar, wie ich Dir gleichfalls, ohne ein Geheimnis preiszugeben, sagen darf, die Aussicht haben, später zwar nicht das Band, aber die Schleife zu erhalten.

Dixi. Aline läßt Dich herzlich grüßen, mein Bruder, der gestern bei uns war, bat mich gleichfalls, Dir gelegentlich einen Gruß zu bestellen.

Dein alter treuer Witte."

Fritz fühlte sich durch den Brief überrascht. Er hatte in den letzten Wochen an die Verbindung kaum mehr ge-

dacht und fand nun in Wittes klarer Darstellung viel besser, als er sich's selbst je gesagt hatte, seine eigentliche Stellung zu den Königsberger Kommilitonen wiedergegeben.

Als er andern Tags aus der Universität kam, nahm er einen Bogen und schrieb ein paar artige Zeilen an die Verbindung, in denen er kurz bat, seinen Austritt zu genehmigen, da er bei seinem späten Eintritt doch den regen Anteil am Leben der Couleur nicht hätte nehmen können, den diese erwarten dürfe, und auch nach seiner Rückkehr kaum Zeit finden würde. Auch seien — das mochte er sich doch nicht versagen, um nicht feige zu scheinen — seine Anschauungen, wie er gefunden habe, in manchem denen der meisten Verbindungsbrüder entgegengesetzt, so daß ein ganz harmonisches Verhältnis sich möglicherweise auf die Dauer doch nicht werde herstellen lassen.

Nach vierzehn Tagen erhielt er die ebenso höfliche Antwort, das Ehrengericht, das über jeden Austritt zu befinden hatte, habe nichts dawider einzuwenden gehabt, und so sei er mit den besten Wünschen entlassen. Man bäte ihn, der Couleur ein gutes Andenken zu bewahren, er könne desgleichen bei ihr sicher sein.

An Witte hatte Fritz seinen Entschluß nur kurz gemeldet. Er glaubte, jener Briefstelle, wo Witte von dem Schmerz einer künftigen Trennung sprach, wohl zu entnehmen, daß der Alte um Aline und ihn wußte, aber da Fritz erst nach bestandenem Examen eine Aussprache herbeiführen wollte, so ward es ihm schwer, den rechten Ton zu finden, der nicht zu viel und doch auch wieder nicht zu wenig durchblicken ließ.

Witte schien aber diese Zurückhaltung nicht nur ver-

ſtanden, ſondern erwartet zu haben, denn in ſeiner bald darauf folgenden Antwort war ganz derſelbe herzliche Ton wie in dem erſten langen Brief. Gleichzeitig mit dieſem Schreiben traf eins von Frau Klara ein, und beide enthielten die Nachricht, daß die Mutter mit dem Doktor und Aline zuſammen bei Ferienbeginn in Berlin eintreffen und Fritz zu einem kurzen Aufenthalt in den Harz abholen würden. Gleichzeitig ſchrieb Hermann Sander, daß er eine Stellung bei einer Berufsgenoſſenſchaft gefunden habe, daß Ausſicht beſtehe, bald einen leitenden Poſten zu erhalten, ſo daß er hoffe, Natja, deren häusliche Verhältniſſe noch immer nicht die beſten ſeien, vielleicht ſchon im Laufe eines Jahres heimzuführen. —

Wie ein lähmendes Unbehagen lag es in dieſen heißen Sommertagen über dem jetzt durch die üblichen Reiſen ſtark zuſammengeſchmolzenen Kreiſe in der Weinſtube der Potsdamer Straße. Von den regelmäßigen Beſuchern waren nur Landmann und Burdach zur Zeit in Berlin, jenen, der jahrelang in Afrika gelebt hatte, ſtörte die Hitze nicht, und dieſer hatte zurzeit keine Vertretung bei ſeinem Blatt. Man war ſeiner Sache freilich nicht ſicher, aber dieſe Unſicherheit über die nächſte Zukunft drückte mehr noch als eine ſchwere Gewißheit. Burdach wußte von Verſtimmungen zwiſchen Kaiſer und Kanzler zu erzählen. Aber auch ohne ſolche Gerüchte, ohne daß man beſtimmte Einzelheiten zu wiſſen oder zu ahnen glaubte, lag Schickſalsſtimmung über allen.

Eines Abends fanden ſich Landmann und Burdach allein am Tiſch; da kamen ſie auf Fritz zu ſprechen. Beide vermißten ihn, und Landmann gab dem Ausdruck, indem er ſagte:

„Schade, daß der junge Friedrich heute nicht da iſt; man ſchleift ſich ordentlich an der Jugend einmal ab, wir brauchen ſolche Leute, und ſie brauchen uns.“

„Ganz meine Meinung.“

Burdach hatte das ſo ernſt und mit einem ſo beſonderen Ton geſagt, daß Landmann den ſcharfumriſſenen Kopf von der Zeitung hob, in die er zerſtreut geblickt hatte, und ſagte:

„Nanu, Burdach, mir ſcheint, Sie haben Abſichten auf den Jungen.“

Burdach zog ſeine Bartenden auseinander.

„Und wenn das ſo wäre?“

Landmann ſah ihn feſt an und dann eine Weile geradeaus, wie es ſeine Gewohnheit war. Dann zuckte er die Achſeln.

„Ich weiß nicht recht. Hat er ſchon viel für Ihr Blatt geſchrieben?“

„Nichts als den einen Artikel nach jener Studentenrede.“

„Und?“

„Na, wie fanden Sie den?“

Landmann ſchwieg eine Weile, dann ſagte er:

„Jung, tüchtig, gut. Aber ob es für mehr reicht?“

„Das glaube ich nun unbedingt. Ich habe Blick dafür. Journaliſt lernt man nicht, zum Journaliſten wird man geboren.“

Landmann meinte nicht ohne Lächeln:

„Sehr richtig. Aber warum fordern Sie ihn denn nicht auf, mehr zu ſchreiben, damit Sie ihn beſſer kennen lernen und er in Übung kommt?“

„Hab' ich getan, er wollte aber nicht. Er ſagte, er hätte jenen Artikel ſehr gern und ohne jede Mühe geſchrieben. Aber jetzt müſſe er erſt an ſeine Examina denken. Aufrichtig geſagt, hat mir das gefallen."

„Mir gefällt's auch," ſagte Landmann lebhaft. „Heute, wo bald jeder Oberprimaner, beſonders in Äſthetizis, ſeine Feder an den Röcken andrer Leute ausſpritzt, iſt dieſe Zurückhaltung geſund und gut und im Grunde nicht mal unjugendlich. Schließlich ſoll man mit einundzwanzig Jahren doch nicht mehr auf alles loslaufen, was einem geboten wird."

„Um ſo mehr glaube ich," ſagte wieder Burdach, „daß ich ihn ſpäter ſehr gut werde brauchen können. Wir haben keine große Auswahl, und es werden Jahre kommen, wo tüchtige und mutige Zeitungsſchreiber nötig ſein werden."

„Auch das gebe ich vollkommen zu. Ob Friedrich überhaupt in die übliche Tretmühle paßt, wie ſie heute noch iſt? Natürlich brauchen wir gute Juriſten. Aber die ſind ſicher viel häufiger als gute Redakteure. Und eines ſchickt ſich nicht für alle. Im übrigen denk ich mir's für ihn vielleicht nur als Durchgangspoſten zu ganz was anderm — ſo was kommt ja vor. Freilich, wer kann wiſſen, wie ſich ein Menſch entwickelt."

„Da wären wir alſo im weſentlichen einig," ſagte Burdach. „Wollen Sie mal mit ihm drüber ſprechen? Sie kennen ihn ja beſſer als ich."

Landmann verſprach es.

Vierzehntes Kapitel.

Fritz arbeitete gegen Mittag eines warmen Sommertages im großen Leſeſaal der Königlichen Bibliothek. Rings um ihn an den langen Tiſchen ſaßen Damen und Herren über Bücher geneigt, leſend oder ſchreibend. Mit Ehrfurcht wurde auf leiſeſten Sohlen die Ecke umgangen, an der Theodor Mommſen eifrig arbeitend ſaß. Da ertönten Marſchklänge von der Straße her, erſt leiſe, dann immer lauter, einer öffnete die große Tür nach dem Balkon, und von allen Tiſchen zogen Hörer auf den Altan hinaus, um das Aufziehen der Wache zu beobachten. Der ganze Raum erſchien von den kräftigen Tönen der Muſik erfüllt, hier und da trommelte ein Sitzengebliebener den Takt auf dem Tiſch mit. Auch Fritz war aufgeſtanden und mit hinausgetreten, er freute ſich über das bunte Bild der von allerlei halbwüchſigem Volk begleiteten Regimentsmuſik. Als er an ſeinen Platz zurückgekehrt und es wieder ſtill geworden war, man nur noch das Umſchlagen von Blättern und das Kratzen von Federn hörte, las auch er noch eine Weile fort, ſchlug dann das Buch zu, ſtellte es an ſeinen Ort und verließ das Gebäude. Als er um die Ecke der Linden bog, ſah er gerade Treitſchke und neben ihm die ſchlanke Geſtalt Herman Grimms mit dem weißlockigen Haupt aus dem Vorgarten der Univerſität heraus-

kommen und am Friedrichsdenkmal vorüber den Mittelgang der Linden betreten. Er selbst ging langsam auf der linken Seite weiter, blieb an ein paar Schaufenstern stehen, wurde an der Friedrichstraße durch einen großen Wagenknäuel aufgehalten und kam so erst nach geraumer Zeit zum Pariser Platz. Hier sah er plötzlich die beiden Professoren vom Tore her langsam ankommen, zwischen ihnen ging ein etwas kleinerer Herr, offenbar älter als beide, hochaufgerichtet, in lebhaftem Gespräch mit Grimm, während Treitschke, der ja wenig hören konnte, in die Menge sah. Das ausdrucksvolle Gesicht des alten Mannes mit der großen, glattrasierten Oberlippe, den weit über die Augen vorstehenden Brauen, kurz, der ganze Kopf, auf dem eine nicht zur Schau getragene, sondern immanente Bedeutung lag, fiel Fritz auf. Er suchte in seinem Gedächtnis und plötzlich hatte er's gefunden: er hatte ein Bild des Mannes oft genug auf Wittes Schreibtisch gesehen — es mußte Eduard Simson sein, mit dem Witte aus gemeinsamen königsberger Tagen noch immer freundlich verbunden war. Es konnte in dem großen Menschenstrom, der um diese Zeit über den Pariser Platz und die Linden trieb, nicht auffallen, wenn er den dreien folgte; so kreuzte er die Straße und beobachtete vom Mittelgang her noch eine Weile die drei Herren, vornehmlich den Präsidenten, bis sie vor einem der alten, kleinen Gasthöfe stehen blieben und die beiden Professoren sich verabschiedeten, während Simson ins Haus ging.

Fritz hatte sich inzwischen entsonnen, daß Witte ihm ja gesagt hatte, er solle, falls er den Präsidenten, der häufig in Berlin sei, einmal antreffen könne, Grüße von ihm bestellen. So ging er denn nach einer Weile in den

Gasthof und fragte den Pförtner, ob Herr von Simson hier abgestiegen sei, was ihm mit dem Hinzufügen bejaht wurde, der Herr reise morgen wieder ab.

Am frühen Nachmittag machte sich Fritz auf den Weg und gab seine Karte ab mit dem Zusatz: mit Grüßen von Doktor Witte. Unmittelbar danach wurde er hinaufgebeten, und der Präsident kam ihm fast an der Tür seines Gemachs entgegen.

„Ich freue mich," sagte er, „von meinem alten Freunde etwas zu hören, vermutlich doch durch einen jungen Landsmann."

Die gütige Ansprache benahm Fritz jede Befangenheit, er stand Rede und Antwort und saß bald in einem durch die geschickte Lenkung der Exzellenz nicht abbrechenden Gespräch dem greisen Parlamentarier gegenüber, der ihn schließlich mit vielen Grüßen an den alten Bekannten in Königsberg verabschiedete.

Es war naturgemäß bei dieser flüchtigen Begegnung kaum ein Wort gefallen, das über die einmal gegebene heimatliche Anknüpfung hinausgegangen wäre, — trotzdem ging Fritz mit einem festlichen Gefühl von dannen. Zum erstenmal hatte er einem bedeutenden, der ganzen Nation bekannten Manne gegenüber gesessen, von dem erst vor wenigen Tagen Treitschke in einer beiläufigen Bemerkung mit größtem Respekt gesprochen hatte, und überdies war es gerade die Persönlichkeit, die jenes Frankfurter Parlament, von dem er jüngst hatte sprechen müssen, mit den Einrichtungen des neuen Reichs sichtbar verband. Die alte Erfahrung, daß man von einem hervorragenden Mann nie unbereichert scheidet, bewährte sich auch an Fritz, dem überdies die klassisch ruhige, selbstverständlich vornehme

Ausdrucksweise des greisen Herrn besonders aufgefallen war.

So kam er in freiester Stimmung nach Hause und fand Landmann mit einem Buch auf seinem Sofa sitzen.

Er begrüßte ihn sehr überrascht, da jener noch nie den Weg zu ihm gefunden hatte, und erzählte ihm zunächst, von wem er käme.

Landmann hörte aufmerksam zu, sagte dann aber:

„Ich komme eben von einem weniger erfreulichen Eindruck. Zufällig war ich auf dem Lehrter Bahnhof und habe einen ganzen Trupp deutscher Auswanderer abfahren sehen — natürlich nach Amerika. Und das wird nicht besser, sondern immer schlimmer. Die Geburtenzahl steigt, die Volksvermehrung ist ungeheuer und wird nach allen Anzeichen noch immer größer, und der Überschuß, der hier nicht gleich unterkommt, quillt hinaus, und das alles geht uns verloren."

„Dabei hört man doch immer wieder von der Leutenot auf den Gütern," warf Fritz ein.

„Richtig. Und auch die steigt. Dabei haben wir in den Großstädten ein Überangebot von arbeitswilligen Händen. Bismarck hat ja mal erzählt, wie ihm die Leute gelegentlich beschämt nach Varzin zurückkämen, und hat gesagt, daß jeder anständige Gutsbesitzer möglichst für seine alten Leute sorgt. Aber was nützt das. Selbst wenn's überall so ist, und heute nimmt sich wirklich jeder Gutsbesitzer in acht, seine Leute schlecht zu behandeln, schon rein deshalb, weil er sie halten muß, das meiste, was da in der radikalen Presse erzählt wird, sind Schauermärchen — schließlich, hin oder her, Tatsache ist, daß die

Leute weglaufen, und daß wir an ihre Stelle immer mehr ſlaviſche Saiſonarbeiter kriegen. Wo ſoll denn das hin!“

Er ſchwieg eine Weile, und dann fuhr er fort:

„Und ſehen Sie, die Bauern, die wir jetzt in Poſen anſetzen, die werden nicht weggehen. Es iſt die alte Sache: wir brauchen Land, kleine, auskömmliche Stellen, nicht nur für evangeliſche Deutſche unter den katholiſchen Polen ſondern überall — auch drüben. Wenn ſo'n tadelloſer deutſcher Landmann fünf Jahre überm großen Teich iſt, wird er amerikaniſcher Bürger, und wir ſind ihn und ſeine Kinder für alle Zeiten los. Und was könnten wir dabei für Leute gebrauchen! Warum macht denn die Regierung nicht, wovon Bismarck immer geſprochen hat, und nutzt die weſtpreußiſchen Waſſerkräfte für die Induſtrie? Wir brauchen keine Aufhebung der Freizügigkeit — ſolche Dingen laſſen ſich heute einfach nicht mehr einführen, ſo was geht nur noch in Rußland. Wir brauchen eine planmäßige Siedelung in ganz Deutſchland, ſchon um den Güterſchacher zu hemmen, eine geregelte Wanderungspolitik hier drinnen und nach drüben.“

Er ging erregt auf und ab.

„Es könnte einem, wenn's nicht ſo verdammt ſentimental klänge, das Herz abſtoßen. Und dabei hab' ich doch drüben geſehen, in Afrika meine ich, was Deutſche leiſten können, wenn man ſie nicht überall bevormundet. Hier läßt man's gehen, und drüben tut man nicht genug. Herrgott, was gibt's noch alles zu tun!“

Er lachte.

„Schließlich iſt das der einzige Troſt. Wir müſſen uns rühren, rühren, rühren. Wiſſen Sie, wie ſich mal die

jungen Leute nannten, so im Genre von Fritz Reuter und andern Burschenschaftern?"

Er wartete gar keine Antwort ab und fuhr fort:

„Verschworene der Zukunft! Das ist's. Keine Verschwörerei, wie bei unsern lieben Nachbarn im Osten oder bei den Herren Polen in Krakau und in der Schweiz, aber Arbeit für die Zukunft. Wenn die Parteien, die wir heute mal haben, wollen — schön. Wenn nicht, muß man sie rumreißen oder in die Luft sprengen — sehen Sie, ich rede schon wie ein Anarchist. Na, Sie wissen ja, was ich meine. Es wird bald kein Maulspitzen mehr helfen, wir werden alle pfeifen müssen, bis man uns hört. Der eine rackert sich für das Stückchen Kolonialland drüben, der andre macht's den Herren in der großen Bude begreiflich, wie Mettelkamp."

Plötzlich stand er Fritz hart gegenüber.

„Na, und wie ist's mit Ihnen, Friedrich? Was meinen Sie denn? Wollen Sie später mitmachen bei Burdach?"

Die Frage kam so unerwartet heraus und fand Fritz, der Landmann eifrig gefolgt war, ohne für ein Wort der Zustimmung Raum zu finden, völlig unvorbereitet.

Landmann lachte.

„Na ja, da hab' ich Ihnen den Salat gleich angerichtet. Wär's gefällig, zuzugreifen! Sie brauchen nicht, wie jener Mann, zu fragen: muß es gleich sein? Aber Sie werden doch ungefähr wissen, ob Sie das reizen könnte."

Jetzt fand Fritz Worte der Erwiderung.

„Herr Doktor, dieser Gedanke ist mir so neu. Ich habe hier in diesen Monaten so viel gehört und gelernt, ich habe an bestimmte Pläne der Art wirklich nicht entfernt gedacht."

„Dann denken Sie jetzt dran," sagte Landmann trocken.

„Ich habe ja außer jenem einen Aufsatz niemals etwas geschrieben. Ich weiß nicht einmal, wie Doktor Burdach über die Arbeit denkt."

„Na, wenn er sie nicht gut fände, würde er doch mit mir nicht diese Idee besprochen haben."

„Also Burdach hat Ihnen gegenüber diesen Plan erwogen?"

Landmann nickte eifrig.

„Erwogen! Erwogen? Er will Sie an sein Blatt haben. Er findet schwer Leute für seine Zeitung, die keiner Partei dient, er sucht gerade junge, unverbrauchte Kräfte, die noch nicht irgendwo in der Mühle waren. Sie gefallen ihm, er hält Sie für geeignet, und ich kann Ihnen sagen, er hat den Blick dafür. Er hat schon mal jemanden, der überhaupt noch nie einen Zeitungsartikel geschrieben hatte, nach einem langen, zufälligen Gespräch rangeschleift — der Mann ist heute deutscher Korrespondent für zwei große Blätter in Neuyork und macht seine Sache glänzend."

„Das alles ist mir so neu," sagte Fritz mit einem Ton, dem man die Wärme abmerkte, die ihn erfüllte. „Ich habe mir so etwas nie ausgemalt —"

„Grade, grade," rief Landmann. „Aus der Wolke muß es fallen! Ich habe selbst Bedenken gehabt, aber ich habe Sie seitdem noch eine ganze Weile beobachtet, und ich sage mir jetzt: es wird gehen, es wird sogar sehr gut gehn. Sie stoßen sich doch wohl nicht daran, daß man als Redakteur nicht klassiert ist, wie als Beamter, Offizier und so weiter und so weiter?"

Fritz lächelte.

„Nein, das nicht. Ich glaube, so weit kennen Sie mich."

„Im übrigen," sagte Landmann, „ist das ja gerade auch einer der Zöpfe, die wir abschneiden müssen. Ich weiß nicht, wo die Stelle steht, der Deutsche sagt im Zweifel: bei Schiller, daß es nicht auf das Amt ankommt, sondern auf den Geist, in dem wir's treiben. Das ist's. Also kurz und gut: Ich rate zu, natürlich erst nach dem Examen, schon um sich mal den Rückweg offen zu halten, außerdem — Sie sehen, man kann nicht ganz aus seiner Haut — ist der Doktortitel immerhin sehr angenehm."

„Na, werden Sie erst mal ruhig," schloß er, „und dann sagen Sie mir später, ob Sie sich so oder so entschlossen haben."

Damit schüttelte er Fritz die Hand und ging.

Der blieb, von vielen Gedanken hin- und hergetrieben, zurück. Wie immer empfand er das Bedürfnis, draußen in der Natur zu sich zu kommen, im Gehen klar zu werden, weiter zu denken. So verließ er das Haus und wanderte gen Westen über den öden Kurfürstendamm in den Grunewald. Hier war's kühler, unter den hohen Bäumen wehte ein leiser Wind und brachte Harzgeruch mit. Von irgendwoher klangen Musiktöne herüber, ab und zu begegnete er singenden Scharen, und je weiter er sich in den Wald verlor, um so einsamer wurde es um ihn.

Wie weit lag das, was sich ihm nun bot, von dem in strengem Dienst aufgegangenen Leben seines Vaters, auch von der ruhigen Kontortätigkeit früherer Vorfahren ab! Er hatte nicht anders gedacht, als daß er später Richter werden würde, wie es ihm natürlich schien — nun bot

sich ein freierer, aber freilich auch nicht von so festen Trägern gestützter Beruf.

Fritz blieb stehen.

Der Heimat ging er damit verloren, aber er konnte dann, mußte dann hier in Berlin bleiben, wo ihm so vieles aufgegangen war. Noch war der Ausschnitt von Menschen, die er hier kennen gelernt hatte, nicht groß, aber wie lebhaft rieb sich das aneinander, wie wurde hier gearbeitet, wie ging hier der Schlag des politischen Lebens.

Dazwischen klang eine leise Hoffnung: er würde Aline früher heimführen können, als im regelmäßigen Gang einer Juristenlaufbahn. Auch die Hoffnung blieb, daß die Mutter dem einzigen Kinde nach Berlin folgen würde.

Aber stärker als das lebte doch jäh das Gefühl in ihm auf, das ihn immer lebhafter gepackt hatte, seit er hier war: hier anders dienen zu können, wirken zu können in den Kämpfen, die hier vor allem, sichtbar und laut, lautlos und verborgen dann wieder, ausgefochten wurden.

Unwillkürlich kam ihm so der Titel des Treitschkischen Buches in den Sinn, das ihn in freien Stunden der letzten Wochen fast allein beschäftigt hatte: Deutsche Kämpfe.

Waren die vorbei? Er hatte sich die Frage so oft mit nein beantwortet, er fühlte förmlich, wie sie jetzt stürmischer als je beginnen würden, schon begonnen hatten, zumal wenn jenes Schicksal sich erfüllte, das viele Gemüter beschäftigte — wenn Bismarck ging.

Fritz reckte sich im Weitergehen.

Würde er's können? Würde seine Feder stark sein, würde er sich wirklich immer ausdrücken können und so ausdrücken, daß er der Sache nützte? Andre hatten das

Vertrauen zu ihm, bewährte Männer, die nicht leichtsinnig hinsprachen, vor deren Urteil er Achtung hatte. Sollte er sich weniger zutrauen, als sie ihm?

Eine Erzählung des Vaters kam ihm in den Sinn, die er in dessen Kriegstagebüchern gefunden hatte. Im österreichischen Krieg hatte der junge Leutnant, weil die beiden älteren Kompagnieoffiziere verwundet waren, plötzlich die Führung übernehmen müssen, und mitten in der Nacht detachierte ihn der Oberst mit seiner Kompagnie weit heraus und gab ihm einen sehr verwickelten Auftrag in wenig aufgeklärter Gegend. Leutnant Friedrich hatte an den Helm gefaßt, aber der alte Kommandeur hatte wohl in seinen Augen etwas wie einen leisen Zweifel an der eignen Fähigkeit gelesen, diese neue, große Verantwortung in so schwieriger Lage so durchzuführen, wie es der Dienst verlangte. Dann hatte ihm der Oberst auf die Schulter geklopft und gesagt: „Lieber Friedrich, Sie werden's können, denn Sie müssen's können". In seiner knappen Art erzählte der Vater im Tagebuch weiter, daß er nun mit der größten Ruhe, wie auf dem Exerzierplatz, seinen Auftrag ausgeführt hätte, er war gelungen, die Rekognoszierung glückte und sicherte den Vormarsch des Regiments zur nächsten Schlacht. Als ihm der Kommandeur ein paar Tage nach dem siegreichen Gefecht einen Kriegsorden überreichte und ihn zur Beförderung zum Premier beglückwünschte, hatte der alte Pommer nur gesagt: „Sehen Sie, lieber Friedrich, wat möt, dat möt."

„Wat möt, dat möt," wiederholte sich Fritz im Stillen — er meinte zu müssen, und so wollte er auch.

Als er Landmann am andern Tage wiedersah, sagte der nach einem Blick in Fritzens Gesicht:

„Ich sehe, Sie haben sich so entschieden, wie ich's dachte."

Und als der bejahte, sagte Landmann:

„Burdach ist augenblicklich verreist, es genügt ja, wenn Sie ihm vor den Ferien sagen, daß Sie kommen wollen, das weitere findet sich dann schon von selbst."

Fünfzehntes Kapitel.

„Lieber Fritz," ſo lautete ein Brief, den Fritz wenige Tage vor Semeſterſchluß erhielt, „leider werden ſich unſre Wünſche für die Ferien nicht ganz ſo erfüllen, wie wir es uns ausgemalt hatten. Der General iſt nämlich bedenklich erkrankt, und ſelbſtverſtändlich wollen Wittes unter dieſen Umſtänden nicht reiſen. Ich habe überlegt, ob es nicht richtiger wäre, wenn auch ich nunmehr hier bliebe, um in Alines Nähe zu ſein — das war mein erſtes Gefühl. Ich ging ſchon mit der Abſicht um, wieder in Cranz Zimmer für uns zu mieten. Aber ſchließlich habe ich mir doch geſagt, daß es beſſer ſei, bei unſerm erſten Plan zu bleiben, und der Doktor hat mich, klug und ſchlagfertig wie immer, darin beſtärkt. Der General iſt in guter Pflege, er wohnt beim Bruder, der ihn ſelbſt behandelt, und Aline hat weiter keine anſtrengenden Pflichten. Dein Verweilen in der Nähe würde aber zurzeit eine gewiſſe Unruhe ins Haus bringen, und die möchten wir alle vermeiden. Gott gebe, daß der liebe alte Herr noch einmal durchkommt.

Ich werde alſo am vierten Auguſt abends hier abreiſen, einen Tag mit Dir in Berlin bleiben, und wir fahren dann am ſechſten gemeinſam weiter.

Eben wurde ich durch Beſuch unterbrochen: es waren Natja und Hermann. Sie fährt zu ſeinen Eltern nach

Memel und war auf der Durchreise ein paar Stunden hier. Sie hat sich sehr erholt, und ich freue mich des ruhigen Glücks der beiden. Daß Hermanns eigentliche warme Natur nun kräftig durch die mit einer gewissen unreifen Absicht festgehaltene Kälte seines äußeren Wesens bricht, ist gut — für ihn, für Natja und für alle, mit denen er leben muß. Er läßt Dir sagen, daß er in seinem Amt die besten Aussichten hat, er will Dir bald wieder schreiben. Dabei fiel ein Wort, als ob nach seinem Gefühl auch Du nicht in der regelmäßigen juristischen Laufbahn bleiben würdest.

Das hat mir zu denken gegeben. Hermann meinte auf meine Frage, Du hättest ihm nie dergleichen geschrieben, aber aus Deinen kurzen Briefen läse er so etwas heraus. Unwillkürlich beschäftigt mich nun diese Perspektive. Ich habe Dich mir immer als künftigen Richter oder Beamten vorgestellt, und es wird mir schwer, Aussichten und Hoffnungen jetzt eine andre Richtung zu geben — wenn denn an Hermanns Worten etwas ist. Ich verhehle mir freilich nicht, daß bei Deiner Art und Deinem Temperament ein langes Sitzen in einem unsrer kleinen Nester Dich wenig befriedigen würde — denke ich doch mit Vergnügen und Dankbarkeit an unsre Versetzung nach Königsberg aus der winzigen Garnison, nach dem Krieg 66. Auf der andern Seite bleibt ein solches Abweichen immer ein gewisser Sprung ins Dunkle. Und schließlich könntest Du ja Rechtsanwalt, vielleicht in Königsberg selbst, werden, was freilich nach früheren Äußerungen Deiner Neigung nicht recht entspräche.

Eins allerdings ist auch mir in Deinen Briefen aufgefallen — Du hast Dich überraschend schnell in Berlin

eingelebt, und zwar, wie ich mit Freuden ſehe (das Wort Freuden war unterſtrichen), nicht in die Vergnügungen, zu denen anſcheinend Deine Arbeit Dir keine Zeit läßt, ſondern in die ernſten Seiten des dortigen Lebens — Du verſtehſt mich. Ich möchte wohl einige Deiner Bekannten, beſonders den Doktor Landmann, kennen lernen. So beſchäftigt mich nun — ich habe den Brief wieder für einige Stunden unterbrechen müſſen — die Empfindung, daß Du vielleicht in irgend einer Weiſe erſtreben könnteſt, Dich dort heimiſch zu machen.

Nun, Du wirſt mir ja das alles bald mündlich beantworten können. Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen — ein Wort, das meine Mutter oft gebrauchte. Nimm's nicht zu ſchwer, daß ich es wiederhole, es fiel mir unterdem ein, aber ich werde wohl erſt ganz ruhig werden, wenn ich mich mit Dir ausgeſprochen habe. —"

Fritz ließ den Brief, der nur noch Grüße enthielt, ſinken.

Im Grunde war's ihm lieb, daß die Mutter ſchon ein wenig vorbereitet eintraf. Heute war der erſte, noch vier Tage alſo. Er ſchrieb nur kurz zurück, daß er ſie am fünften früh auf dem Bahnhof Zoologiſcher Garten erwarten würde. Dann ſchrieb er an Wittes, und erſt jetzt kam die Enttäuſchung über ihn, daß er nun Aline nicht ſehen und die Tage im Gebirge nicht mit ihr verleben würde.

Aber er hatte nicht lange damit zu kämpfen — es war doch auch wieder gut, daß er die Mutter zunächſt allein für ſich haben würde. Und dann — vielleicht war's das letzte Mal, daß er Gelegenheit fände, Wochen ungeſtört mit ihr zu verbringen. Wenn die neuen Pläne in

Erfüllung gingen: wer wußte, wie alles schon im nächsten Jahr war.

Das letzte Mal. Mit tiefer Bewegung sagte Fritz sich das. Von den ersten bewußten Kindertagen an hatte er ja nur die Mutter gehabt, alles nur mit ihr geteilt. Früh hatte sie, um ihn nicht zu verzärteln, Knabengesellschaft für das einzige Kind gesucht und gefunden: immer war sie doch die, zu der jede Freude und jedes Leid getragen wurde — und die scheinbar so kleinen Kinderleiden sind dem Kinde ja echte, große Schmerzen, wie uns das Herbste und Tiefste. Dann hatte die Mutter, um ganz mit ihm weiter zu leben, Latein gelernt, seine Arbeiten durch das ganze Gymnasium begleitet, ihm aber, als er heranwuchs, jede Selbständigkeit gelassen, die gut und recht war. Alle seine religiösen Stimmungen und Zweifel um die Zeit des Konfirmandenunterrichts und später noch hatte er bei ihr, die sich nie versagte, zur Ruh' gebracht. Früher als er selbst hatte sie nun um seine Liebe zu Aline gewußt.

Konnte das vorbei sein?

Er seufzte.

Wandeln würde sich manches. Aber hier war mehr als Pflicht, hier war auch kein wirklicher Zwiespalt. Eins mußte sich ins andre fügen, auch wenn die ausschließliche äußere Gemeinschaft aufhörte.

Je klarer sich die Zukunft vor ihm herausarbeitete, um so festern Platz gewann darin der Mutter Bild. —

Am Abend war er mit Landmann am gewohnten Ort allein. Er sprach ihm von seinen Eltern. Der andre hörte aufmerksam zu.

Er hatte Fritz nie darum befragt. Erst muß ich mal

ſehen, hatte er gelegentlich geſagt, wie einer ſelber iſt: gute Kinderſtube merkt man ja — zu allem andern bleibt immer noch Zeit.

Jetzt hörte er aufmerkſam zu.

„Sie ſind Offizierſohn! Sehen Sie, auch das gehört heute zu den vielen Parteilügen noch aus der Konfliktszeit her, daß man die Selbſtändigkeit im Offizierskorps unterſchätzt. Gehorſam — ſelbſtverſtändlich. Aber kaum wo anders hab' ich ſo viel ſelbſtändige, geradeaus gerichtete Köpfe gefunden, wie da. In den letzten Tagen hab' ich zufällig einen Gedichtband in die Hände bekommen: Adjutantenritte von einem gewiſſen Liliencron. Glänzend, jeder Strich, jedes Bild ſelbſtändig beobachtet, ganz unbekümmert hingeſchrieben — und dabei feinſte Lyrik. Auch ohne den Titel wüßte man, daß ein Soldat es geſchrieben hat. Der Blick fürs Weſentliche!"

Er ſah Fritz, wie er's oft tat, ſcharf und prüfend an.

„Auch von daher alſo ſcheinen Sie mir dazu beanlagt, was Sie ſelbſt jetzt wünſchen. Sagen, worauf es ankommt, das werden Sie lernen müſſen, und das wird Ihnen, ſcheint mir, nicht ſchwer werden. Die alten Parteiphraſen herunterbeten, iſt ſchließlich Kinderſpiel, hat aber auch keinen Wert mehr, heute, wo große Entſcheidungen erſt beginnen werden. Wir werden viel Mut brauchen, viel Unabhängigkeit, ſehr viel unbeirrtes nationales Bewußtſein. Wenn ſich ein paar Phraſen für den Hausgebrauch nicht vermeiden laſſen, mögen ſie paſſieren, es kommt doch auf etwas andres an. Erinnern Sie ſich noch, wie ich Ihnen am erſten Tage unſrer Bekanntſchaft den Gegenſatz zwiſchen Lagarde und Treitſchke auseinanderſetzte? Daran denke ich auch heute. Wer ins Weite

wirken will, und das wollen wir alle, und der Journaliſt ganz gewiß, kann nicht ſchreiben wie Lagarde. Wer ſo nackt logiſch, manchmal faſt ſchematiſch ſeine Gedanken entwickelt, darf nur ein kleines, freilich ein ſehr gutes Publikum erwarten. Was er geſagt hat, wird dann ſchon mal irgendwie durchdringen, ſickert langſam von oben nach unten. Aber damit iſt's nicht getan: das weiß Treitſchke. Der verſchmäht das Schlagwort keineswegs, muß es haben, wird auch nicht immer jeden Gedanken ausſprechen, ſondern manchen zurückhalten, um die rechte Stunde abzuwarten, in der er einſchlagen kann und ſoll. Aber die üblichen, breiten Bettelſuppen ſchenken ſich beide, und die wollen wir uns auch ſchenken."

„Aber," er lächelte, „wir waren bei ganz was anderm, erzählen Sie bitte weiter."

Fritz erzählte. Und dann ſagte er Landmann, daß er erſt auf ſeiner Ferienreiſe mündlich mit der Mutter die Zukunft hatte beſprechen wollen, ſprach ihm von dem heute empfangenen Brief und von Frau Klaras Wunſch, Landmann kennen zu lernen.

Sie verabredeten ein Beiſammenſein für den Abend vor Fritzens Abreiſe.

Am fünften früh kurz nach ſechs ſtieg Fritz, ein paar nachtüber ſorglich im Waſſer bewahrte Roſen in der Hand, die Treppen zum Bahnſteig am Zoologiſchen Garten empor. Er mußte noch eine Weile warten und ſchritt auf dem faſt menſchenleeren, breiten Damm hin und her. Dann ſah er den Zug in ziemlich langſamer Fahrt von Oſten herankommen, halten, und während er noch ſtand und an den Wagen entlang ſah, öffnete ſchon faſt unmittelbar vor ihm die Mutter die Tür. Er ſprang zu, half ihr

hinabsteigen, und dann schritten sie in stummer Wiedersehensfreude langsam hinunter. Noch war es kühl, wolkenlos lag der Himmel über der durch die Nachtluft erfrischten Stadt. So fuhren sie in einem offnen Wagen dem Potsdamer Bahnhof zu, in dessen Nähe Fritz der Mutter Quartier bestellt hatte. Sie sprachen wenig, aber in jedem Wort war das Glück der Stunde. Fritz wartete im Treppenhaus des Gasthofs, bis die Mutter wieder herabkam, und dann gingen sie dem Tiergarten zu, sorglich führte er sie über den nun schon belebten Potsdamer Platz, und gern stützte sie sich auf den Arm des Sohnes, der ihr noch männlicher geworden schien.

Frau Klara hatte Gutes zu berichten: es ging dem Generalleutnant erheblich besser, der an Wind und Wetter Gewöhnte und der Gewöhnung trotz seinen körperlichen Beschwerden Treugebliebene hatte nur den Wunsch, so bald als möglich hinauszukommen, am liebsten an die See. Der Doktor hoffte, daß sie in ein bis zwei Wochen mit ihm hinausziehen könnten.

Mutter und Sohn kehrten in dem Garten von Charlottenhof ein, wo schon ein paar Leute, Brunnen trinkend, umhergingen und frühstückten hier.

„Nun wollen wir ins Zeughaus fahren," sagte Klara.

Sie bestiegen die Pferdebahn, fuhren bis zum Brandenburger Tor und gingen dann ins Zeughaus. Niemals versäumte Klara das, so oft sie in Berlin war, es war ihr wie ein eigner Besitz, wenn sie hier die Trophäen der Kriege sah, in deren größtem sie so viel hatte hergeben müssen.

Einen Augenblick sah sie, als sie wieder auf die Straße traten, Fritz von der Seite an; sie erwartete, daß

er nun von seinen Plänen sprechen würde. Er tat es nicht. Er wollte es ihr selbst sagen, hatte auch Landmann gebeten, die Rede nicht darauf zu bringen; aber die Mutter sollte erst einen Blick in den Kreis tun, den er hier kennen gelernt und der ihn so stark beeinflußt hatte.

Ohne irgend eine Frage schwieg sie. Und die leise Spannung bei beiden nahm der stillen Heiterkeit dieses Tages nichts, sondern gab ihr noch einen Reiz mehr.

Abends trafen sie sich mit Landmann im Krollschen Garten. Sie suchten sich einen Tisch mitten zwischen grünen Sträuchern, zu dem die Musik nur gedämpft fernher herüberklang. Fritz war nicht ganz unbefangen, aber Landmann gab sich so ruhig und natürlich wie immer und war bald mit Frau Klara im lebhaftesten Gespräch, das sich fortsetzte, während beide Herren sie nach ihrem Hotel brachten.

So fanden sich Mutter und Sohn erst wieder am andern Morgen im Zuge allein, der sie nach dem Harz führte.

„Doktor Landmann hat mir sehr gut gefallen," begann Klara sogleich die Unterhaltung. „Ich habe einen Menschen wie ihn freilich noch nie kennen gelernt. Er bringt so etwas wie frische Luft mit, er sieht die Dinge so unbefangen."

Fritz bejahte und meinte, daß das zum Teil an seinem langen Aufenthalt in den Kolonien und in Afrika läge.

„Du sagst: zum Teil, und hast recht. Ich kenne Leute, die ein halbes Leben draußen zugebracht haben und gar nichts mitbringen als die Kenntnis verschiedener Speise-

karten und ein paar Anekdoten. Es kommt eben darauf an, wie man sich da umsieht. Ich möchte sagen, wenn es auch paradox klingt: Landmann brachte eigentlich schon das meiste von dem mit, was er sich drüben holte."

Das konnte wieder Fritz bejahen, und er rühmte dann Landmanns allgemeine, besonders aber seine politische Bildung, sprach von den Kollegs während des abgelaufenen Semesters und dann von den einzelnen Personen des Landmannschen Kreises. Indem er sie der Mutter schilderte, lebten sie selbst erst recht vor ihm auf, er gewann Distanz zu ihnen, und jeder einzelne Charakter erschien ihm nun deutlicher: der ruhige Mettelkamp, der selten ein Wort, dann aber immer ein schwer betontes, ins Gespräch gab, der innerlich vielleicht der Glühendste von allen war. Burdach, rasch von Entschluß, ein Kampftemperament durch und durch, Haffner, skeptischer als die andern, altpreußischer. Und neben ihnen dieser oder jener, der nicht regelmäßig einkehrte.

Frau Klara fand, daß Fritz gut erzählte und an Darstellungsgabe gewonnen hätte, sagte es ihm aber nicht. Die Fahrt verging ihnen rasch, und als sie früh nachmittags durch die lebhafte Herzog-Wilhelm-Straße Harzburgs gingen, sich Zimmer zu suchen, schien es nicht einmal Frau Klara, geschweige denn Fritz, daß sie eine Reise hinter sich hätten.

Der nächste Tag war sonnig, aber nicht schwül, und so beschlossen sie, sogleich nach dem Brocken aufzubrechen, den Klara einmal in ihrer Mädchenzeit bestiegen hatte. Langsam stiegen sie zum Molkenhaus, wenig sprechend, wie gute Wandrer das tun und wie es hier der den Flachländern immerhin ungewohnte, verhältnismäßig steile Weg

ohnehin verlangte. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als ſie die Wieſen des Scharfenſteins vor ſich ſahen.

Aufatmend ſtanden ſie ſtill. Rechts lagen, ſanft abfallend, die Wieſen, dahinter ſah man ſchon das Forſthaus, nach links aber bot ſich ein weiter Blick über Höhen und Wälder, hinter denen undeutlich ein wenig von der Ebene aufſchimmerte. Sie waren allein, aus der Tiefe hörte man hier und da den Hall einer menſchlichen Stimme, ganz fern rief ein Kuckuck, ſonſt war man ganz abgeſchieden für ſich, nach der Menſchenfülle im Badeort doppelt erquicklich. Mit vollen Zügen tranken ſie die reine Bergluft und den ſommerlichen Hauch der Wieſen und ſchritten nun, nachdem ſie ſtehend geraſtet hatten, langſam auf dem Wege hin und wieder.

Jetzt begann Fritz zu erzählen. Langſam erſt, ſtockend, dann immer flüſſiger kamen ihm die Worte; alles, was er mit ſich allein, mit Landmann und wieder einſam, was er vor dem Bilde der Mutter und in dem Gedanken an Aline beſonnen hatte, ordnete ſich nun erſt ganz zu feſten Bildern und Ausſichten. Er ſprach nicht, die Mutter zu überreden, ſondern zwang ſich zu ruhiger Darlegung, bemüht, ſie zu überzeugen. Zum Schluß kam er auf ihren Brief, klopfte auf die Taſche, in der er ihn trug: ſie habe ja ſchon etwas geahnt, nun warte er darauf, was ſie zu ſagen hätte.

Frau Klara hatte Fritz unter ſeiner Rede das Plaid von der Schulter genommen und ſich auf einen ungefügen Stein niedergelaſſen, der nahe dem Wege lag. Faſt unabläſſig hatte ſie Fritz unter dem Hutrand her angeblickt, nun, da ein paar Wolken vor der Sonne lagerten, nahm ſie den Hut von dem vollen grauen Haar, legte ihn auf

den Schoß und wandte die Augen geradeaus, an Fritz vorbei in die Ferne. Er machte erregt ein paar Schritte hin und her, dann stand er neben ihr still.

Und nun begann sie mit leiser Stimme zu sprechen:

„Ich habe dir ja schon manches geschrieben, was ich nicht zu wiederholen brauche. Was dich nun in Berlin halten würde, wußte ich allerdings noch nicht. Ich gestehe dir offen, gerade dieser Gedanke ist mir vollkommen neu. Du sagst selbst, daß es ein Wagnis ist, aber ich will dir und kann dir nicht weniger zutrauen, als deine berliner Freunde tun. Ich habe mich, während du sprachst, gefragt, was ich mich immer bei Entscheidungen gefragt habe: wie würde dein Vater darüber denken?

Ihm lag dein neuer Beruf an sich ganz fern, auch hätte ihn vielleicht das, ich will nicht sagen Ungebundene, aber weniger Feste daran bedenklich gemacht, denn er war natürlich als Offizier begrenzte dienstliche Verhältnisse gewohnt. Nun freilich — du wirst ja nicht ganz freier Schriftsteller. Du willst kämpfen wie der Vater, auf einem andern Felde, aber mit Leuten zusammen, die du für ehrenwert und tüchtig hältst, deren Gedanken du teilst. Ich bin älter und sehe manches anders, aber ich verstehe, was ihr alle wollt, und will nicht kleiner sein als sie. Manchem, der draußen steht, mag es überflüssig erscheinen, über einen solchen Schritt so lang und so ernst zu beraten. Aber ich meine, jede rechte Mutter und jeder rechte Vater wird mich verstehen, und du (sie griff nach seiner Hand) verstehst mich ganz gewiß."

Sie machte eine Pause. Fritz bückte sich und küßte ihr die Hand. Sie hielt die seine fest und sah ihn von unten auf liebevoll an.

„Also," sagte sie dann: „Leicht wird es mir nicht, aber ich sage, tu' es, wenn du selbst mit ganzem Herzen dabei bist."

Sie sah ihn fragend an, er nickte nur mit lebhaften Blicken.

„Dann würdest du ja doch bei nichts anderm mit ganzer Seele sein. Und das hab' ich dir immer gewünscht, nichts zu treiben, nichts tun zu müssen, was dich nicht voll erfüllte, soweit das überhaupt menschenmöglich ist.

Freilich, das blüht nicht jedem, ja, vielleicht nur den wenigsten. Aber wenn's hier einmal möglich ist, so würde ich mir schlecht vorkommen, wenn ich dich hinderte. Übrigens sind Eltern dazu nicht da."

Und da er eine Bewegung machte, fuhr sie rascher fort, indem sie wieder seine Hand ergriff, die sie losgelassen hatte.

„Ich stehe ganz zu dir. Du weißt, wenn ich einmal etwas ergriffen habe, halte ich's fest. Also: Mit Gott."

Fritz war so bewegt, daß er keinen Ausdruck fand. Er suchte auch nach keinem. Die beiden Menschen empfanden sich so ganz miteinander, daß es dessen nicht bedurfte.

So erlebten sie Tage einer nie getrübten, ganz befriedeten Harmonie in den Bergen und Tälern des Harzes.

Fritz schrieb von dort aus an Landmann und Burdach und kehrte gegen Ende des Monats ohne weiteren Aufenthalt mit der Mutter nach Königsberg zurück.

Sechzehntes Kapitel.

Es waren wunderbar klare, farbenvolle Septembertage. Schon flog hier und da das Herbſtgeſpinſt des Altweiberſommers durch die ſtillen Lüfte. Wolkenlos lag der Himmel über dem Land und ließ alle Umriſſe der Wälder, ferner Häuſer, unumdunſtet, klar hingezeichnet hervortreten.

Wie einer Mutter weiche Hand
Liegt dieſer Zeit Spätſommerfriede
Auf meinem alten Heimatland —

dieſe Verſe, die er irgendwo geleſen hatte, lagen Fritz unabläſſig im Ohr, als er am Tage nach ſeiner Ankunft nach Cranz hinausfuhr, Aline aufzuſuchen. Er ſtellte ſich auf die Plattform des Bahnwagens, die letzte des Zuges, und ſah unter ſich die unendliche, glänzende Doppellinie der Schienen raſend länger und länger werden, als ob immer neue Eiſenflüſſe unter dem fortrollenden Wagen hervorbrächen. Und wenn ſein Blick dabei ſchwindlig wurde, ſah er auf, lächelte wohl, da er nun empfand, mit welch behaglicher Eile der Zug nur vorwärts ſtrebte, und ſchaute weit ins Land, zählte die Kirchtürme, die ach ſo oft geſehenen, ſo gut bekannten, ſo vielmals auf Wandrungen erreichten, die er alle auf Meilenweite unterſchied, ſtreifte

liebevoll braune Heiden, abgeerntete Felder, Landleute, die auf anderen Fluren noch bei der Arbeit waren. Längst war die große Forst durchschnitten, die der Zug etwa halbwegs Cranz zu queren hat, noch einmal und noch einmal war gehalten worden, da war's Fritz, als ob er unter dem Rollen der Räder noch einen andern Ton vernähme, auch rollend, aber nicht dumpf, eher hell. Jetzt war's einen Augenblick windstill, und er hörte nichts, nun blies es ihm wieder entgegen, und da hörte er deutlich das Geräusch, das seine Kindertage, seine Nächte so oft begleitet hatte, den Laut der See. Er riß sich den Hut ab und beugte sich links über die Brüstung des Perrons, daß er am Zuge vorbei sehen konnte; und da glänzte ein schmaler, dunkelblauer Streifen, scheinbar unmittelbar hinter einer grünen Wiese beginnend: das Meer. Nun hielt der Zug, schon war Fritz draußen und ging hochaufatmend dem Ufer zu, behielt dann die rollenden Wellen, die Unzahl weißer Schaumköpfe bis zum Horizont hin unverwandt im Auge, indes er ohne Aufenthalt der Strandstraße zuschritt. Aber da er einbiegen wollte, blieb er stehen. Er kam unangemeldet. Sie hatten den Freunden nicht einmal den Tag der Rückkehr genau angegeben. Nun war ein Gefühl in ihm, daß er Aline nicht zuerst vor dritten wiedersehen wollte. So vieles schien ihm anders, war anders geworden, seitdem sie sich zum letzten Mal gesehen hatten.

Indem er noch zögernd, halb in der Sonne des freien Platzes über der See, halb schon im Schatten der schmalen Straße stand und geradeaus zur Pforte des Gartens sah, zu dem all' seine Sehnsucht unablässig vorausgeeilt war, Tage und Tage hindurch — da öffnete sich die Tür, unwillkürlich machte er einen halben Schritt. Da hatte ihn

Aline ſchon geſehen. Langſam, wie mit gebundenen Füßen, kam ſie in der ganz leeren Straße auf ihn zu, der ſich nicht rühren konnte und mochte. So kommt das Glück, mußte er denken, ohne zu denken, ſo ruhig, ſo gewiß jedes Schritts, und ſo mußte man's erwarten, das Herz voll Jubel und alle Glieder voll einer Schwere, die keine Silbe ſagen kann, die genug zu tun hat, des Herzens Schlag in Banden zu halten.

Sie war langſam errötet, wie er's ſo liebte, aber ſie ſah ihn feſt an, der ihr reifer und männlicher ſchien als vor den wenigen Monaten, da er mit kurzem, ſchwerem Abſchied geſchieden war.

Und nun ſtanden ſie voreinander. Sie gaben ſich langſam, feſt die Hand, und er zog ſie aus dem Schatten in die Sonne, und dann ließ er ihre Rechte fallen und ergriff ihre Linke, und langſam, von der Seite halb einander zugekehrt, gingen ſie die Stufen zum breiten Uferſteg hinunter und über die hallenden Bretter den Strand entlang dem Wäldchen zu. Hier wurde der Weg ſchmäler, Unterholz war wuchernd über die Kanten gewachſen und ſtreifte Alines Kleid, daß ſie unwillkürlich ein wenig näher an ihn gelangte. Da zog er, ohne ihre Hand loszulaſſen, ihren Arm durch den ſeinen. Immer noch ſchweigend wanderten ſie weiter, wußten nicht, ob ihnen jemand begegnete oder hinter ihnen herſchritt.

Da ſtanden ſie vor einem kleinen Pavillon, und wie zwei Menſchen im Dunkeln miteinander gewandelt ſind und ſich aneinander gehalten haben, um auf ſchmalen Pfaden die Richtung nicht zu verlieren, nun aber treten ſie ins Licht und erkennen, daß ſie alte Freunde und Gefährten mancher Tage ſind, ſo wandten Aline und Fritz

jetzt voll ihre Gestalten einander zu, es war ein Lächeln um ihre Lippen und ein Lachen in ihren Augen, sie hielten sich bei beiden Händen, und so gingen sie langsam miteinander das letzte Stück, und als sie an der Brüstung standen, über der See, lösten sich ihre Hände, und sie lag in seinem Arm.

Wie sie's ausgesprochen hatten, und was gesagt worden war in den zwei Stunden oben in der kleinen Halle, die ihnen fast allein gehört hatte, denn wer vorbeikam, war nach einem lächelnden Blick auf das Paar weitergegangen, das hätten sie selbst nicht zu erzählen gewußt. Genug, daß, als sie wieder Hand in Hand zurückgingen, Aline um alles wußte, daß Vergangenheit und Zukunft klar hinter ihnen und vor ihnen lag.

Nun bogen sie ins Dorf und gingen dem Witteschen Hause zu. In der geschützten Veranda saß, in warme Decken gehüllt, der General, noch sehr blaß, aber offenbar frischer und über das Schlimmste hinweggekommen, und begrüßte Fritz lebhaft. Der tauschte noch einen Blick mit Aline und ging dann hinauf in das Zimmer des Doktors.

Er klopfte und trat ein. Witte saß schreibend am Fenster, die Brille auf die Stirn geschoben, nun drückte er sie energisch auf die Nase und sah zur Tür.

„Fritz! Schon da? Komm her, mein Junge, oder —"

Er hielt ihn an der Hand, die er gefaßt hatte, etwas von sich ab und sah ihm mit leichtem Spott in die Augen.

„Darf ich denn noch du sagen, mein teurer Exsugambrer?"

Und ohne all der Worte, die er sich zurechtgelegt, noch zu gedenken, sagte Fritz nur mit ernster Betonung:

„Willst du mir erlauben, dich für alle Zeit du zu nennen —"

Er zögerte noch einen Pulsschlag lang, dann aber setzte er mit einem vollen Blick in die gütigen alten Augen vor ihm hinzu:

„Vater!"

Witte faßte Fritz um beide Schultern, zog ihn heftig an sich, und da sank sein Kopf schwer gegen Fritz, und seine Arme blieben lastend liegen. Erschreckt sah Fritz herab, da hatte Witte sich schon wieder aufgerichtet, Tränen im Blick, und während er noch seine Hände auf des Jüngern Schultern ruhen ließ, sagte er schwer:

„Fritz, es ist mein einziges Kind. Vergiß nie, daß sie keine Mutter mehr hat."

Noch einmal drückte er ihn an sich, dann trat er von ihm fort, warf ein paar Papiere auf dem Tisch durcheinander, fuhr sich über das Gesicht und mit seiner gewohnten Bewegung durch den dichten Schnauzbart, dann machte er eine rasche Wendung, faßte Fritz, der ergriffen stand, unter den Arm und ging neben ihm mit großen Schritten die Stube auf und nieder.

Fritz fand Worte sohnhafter Zärtlichkeit, knappe Worte, aus denen seine Liebe zu Aline und der Ernst dieser Liebe sprachen. Er erzählte von seiner Mutter, die nie eine Tochter, von sich selbst, der seit seinen frühesten bewußten Tagen keinen Vater gehabt habe, und der Alte nickte, heller und heller werdend, und drückte Fritzens Arm; als sie wieder am Fenster waren, blieb er stehen, so daß er Fritz Brust an Brust gegenüber war und sagte:

„Gewußt hab ich's ja lange — aber man wird nicht umsonst sechzig Jahre. Ich hab' Vertrauen zu

dir und ſie hat's und damit gut. Nun komm zu ihr hinunter."

Fritz wollte von Zukunftsplänen ſprechen. Aber da wehrte der Alte ab:

„Das für ſpäter."

Er trat an ſeinen Schreibtiſch und entnahm der Mittellade ein kleines Käſtchen, dann gingen ſie miteinander die Treppe hinab.

Unten ſaß Aline neben dem General, zu ihren Füßen lag ihr großer, brauner Wolfshund ruhig hingeſchmiegt. Als ſie die beiden Männer durch das Zimmer kommen ſah, erhob ſie ſich, eine Hand, die leicht zitterte, auf der Lehne des Seſſels. Der General fühlte durch den Stuhl das leiſe Schwanken und ergriff die Hand, Aline überraſcht, beſorgt ins Geſicht ſehend. Da ſtanden die beiden ſchon vor ihnen: der Doktor zog Aline an ſich und hielt ſie lange feſt umſchlungen. Als er ſie losließ, hatte ſie Tränen im glücklichen Geſicht. Da holte Witte aus dem Käſtchen zwei ſchlichte, dunkle Ringe.

„Seht ſie euch an, Kinder," ſagte er — „du kennſt ſie, Hermann."

Der General nickte, er hatte verſtanden und ſchaute jetzt den Bruder, dann Fritz mit einem ernſten, fordernden Blick an.

Julius Witte fuhr fort:

„Es ſind eiſerne Ringe, die Trauringe unſerer Eltern. Es ſteht drin (er hob den einen gegen das Licht und gab den andern dem General, der dasſelbe tat): Gold gab ich für Eiſen. Sie ſtammen von 1813. Ich kann euch nichts Koſtbareres geben. Tragt ſie treu."

Er steckte Fritz den einen Ring an, und als der General ihm den andern geben wollte, sagte er:

„Nein, Hermann, gib du ihn Aline. Ich denke, wenn sie geht, bleiben wir beide beieinander."

Nachdenklich sah der alte Offizier auf die schmale Hand des Mädchens.

„Du hast die Hände deiner Großmutter, unserer Mutter," meinte er. „Trage den Ring so lange und so glücklich wie sie." —

Fritz war nach Wittes Brief nicht überrascht, daß Alines Vater seine neuen Pläne ohne sonderliches Erstaunen aufnahm. Er hatte sich im stillen bereits an den Gedanken gewöhnt, Aline nicht in Königsberg zu behalten, und, wie es seine Art war, von einmal entschiedenen Dingen nicht viel Wesens zu machen, so tat er auch das verhältnismäßig kurz ab, zumal da Fritz zunächst den Winter über hier zu bleiben, das letzte Semester abzumachen und seine Prüfungen zu bestehen hatte.

Es war heiße Arbeit, die Fritz in diesen Monaten leistete, viel unerquickliche Lernarbeit, von der er sich in den seltenen Stunden, die er Aline widmen konnte, erholte.

Eines Tages traf er nahe der Sugambrerkneipe Kossekel, der jetzt Assistenzarzt an einer Klinik war. Fritz wußte den Augenblick nicht recht, wie sie miteinander standen, und wollte mit einem höflichen Gruß vorübergehen. Da hielt ihn der andere an, duzte ihn sofort und sprach ganz in der alten freundschaftlichen Art mit ihm, schalt, daß er sich nicht habe sehen lassen. Fritz machte einen erstaunten Einwand, aber Kossekel sagte:

„Komm nur ruhig einmal hin, oder beſſer, ich werde dich zu irgend einer Gelegenheit einladen. Du biſt in allen Ehren geſchieden, freiwillig gegangen, ich würde in deiner Stelle gerade deshalb mich mal ſehen laſſen; ſchließlich, ſei mal ganz offen: nachtragen kannſt du doch keinem von uns etwas?“

„Nein, wie könnte ich,“ entgegnete Fritz. „Von dir iſt überhaupt nicht die Rede, und auch ſonſt iſt man ja etwas kühl, aber doch durchaus freundlich und kameradſchaftlich zu mir geweſen.“

„Na, ſiehſt du,“ ſagte Koſſekel. „Im übrigen: wir haben da ein paar junge Leute, einer iſt ſogar ſeit dieſem Semeſter zweiter Chargierter, die ſo 'ne Art beſondere Hochachtung für dich haben, und über die ſich Roſe (er lächelte) ein bißchen ärgert. Schadet ihm gar nichts.“

Fritz lächelte gleichfalls und dachte an Wittes damaligen Brief, verſprach dann, einer Einladung Koſſekels zu folgen. —

Nun war es Weihnachtszeit. Es lag viel Schnee in der Stadt, oft waren des Morgens die Haustüren zugeweht, und unabläſſig fielen Tag und Nacht weiße Flocken hernieder und ſpotteten jeder Bemühung, die Straßen freizufegen.

Fritz hatte ſich für eine Nachmittagsſtunde freigemacht und war mit Aline auf dem Schloßteich zuſammengetroffen, wo ſie unter fröhlicher Geſellſchaft Schlittſchuh liefen. In der Mitte der Bahn ſaß auf einem erhöhten Holzboden zwiſchen Tannen und Fahnen die Muſik und ſpielte einen Walzer, nach deſſen Klängen Aline und Fritz mit gekreuzten Händen die Bahn hinabglitten. Als ſie bei der Brücke umbiegen wollten, kam ihnen von der andern Seite

ein Paar im gleichen Walzermaß entgegengelaufen: er sehr groß, in einer rauhen, kurzen Joppe, sie klein und zierlich, mit schwarzer Astrachanmütze, einem Kragen aus gleichem Stoff und einem kleinen Muff, durch den der Herr seine große Hand halb durchgesteckt hatte, die ihre, die ganz darin verloren schien, zu fassen. Die vier parierten fast unmittelbar voreinander und erkannten sich im selben Augenblick — die beiden andern waren Hermann und Natja.

Nach der ersten Begrüßung erklärte Hermann:

„Sie ist mit meinen Eltern hier, wir wollen gleich nach Weihnachten heiraten."

Fritz hatte das Mädchen ein wenig scheu angesehen und bemerkt, daß bei ihr ein leises, liebenswürdiges Lächeln mit einer kleinen Verlegenheit rang. Da sagte Hermann:

„Kinder, zum Stehen ist es heute zu kalt, ich schlage vor, wir wechseln die Damen und laufen wieder."

Schon glitt er mit Aline davon, und Fritz machte Natja eine nicht eben geschickte Verbeugung, ergriff ihre Hände, und sie liefen nach der andern Seite.

„Ich habe Ihnen noch nicht gratuliert, Herr Friedrich," sagte sie, und ihm schien, daß ihr herber, fremdländischer Akzent sich wesentlich gemildert hatte. „Ich tu's hiermit, ich wünsche Ihnen und Ihrer Braut alles, alles Gute."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Natja," sagte er und wurde unter ihren guten Worten ganz unbefangen. „Ich danke Ihnen nicht nur für den Glückwunsch, Sie wissen, daß ich Ihnen auch sonst herzlich verpflichtet bin."

Sie sah ihn mit lachendem Gesicht voll an.

„Wenn Sie's so ansehen, freut's mich doppelt."

Sie erzählte, daß sie mit Hermanns Mutter für einige Tage hier wäre und dann nach Memel zurückginge, wo die Hochzeit sein sollte. Hermann hätte eine Anstellung in seinem neuen Fach in Danzig gefunden und müßte sie gleich nach Neujahr antreten.

Als sie so in bestem Einvernehmen wieder bei der Brücke waren und das andre Paar, das sie mehrmals getroffen hatten, ihnen entgegenkam und alle vier nun stehen blieben, schien es Fritz in dem schon dämmrig werdenden Spätlicht, als ob an dem durchbrochenen Holzgeländer der Brücke eine bekannte Gestalt lehnte. In dem Augenblick flammte eine Laterne am Ufer auf, und nun erkannte er, schärfer hinsehend, Bogdan. Sein erstes Gefühl war, die Freunde auf ihn aufmerksam zu machen, dann aber ließ er's, ohne sich im Grunde Rechenschaft zu geben, warum; einen Gruß hinüberzuwinken war die Entfernung ohnehin zu groß.

Sie mußten sich trennen, Frau Friedrich kam, Aline abzuholen, und das andre Brautpaar ging davon. Fritz aber schlug den Weg nach der Brücke ein — die Gestalt stand nicht mehr dort, so ging er langsam weiter geradeaus, bis er plötzlich um die Ecke einer schmalen Gasse den Gesuchten erblickte, der langsam die Häuser entlang ging. Mit wenig Schritten hatte er ihn eingeholt und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Herr Bogdan, Sie hier?" sagte er mit aufrichtiger Freude.

Der andere war wie erschreckt stehen geblieben und sah Fritz aus einem blassen, elenden Gesicht mit großen schwermütigen Augen an.

Dann sagte er mit einem matten Lächeln:

„Sie, Herr Friedrich? Das freut mich."

Aber die Mattigkeit seines Händedrucks schien seine Worte Lügen zu strafen. Und Fritz sagte, während sie zusammen weiter gingen:

„Ich fürchte, ich bin Ihnen nicht willkommen, Herr Bogdan. Sagen Sie mir's aufrichtig. Es geht Ihnen nicht gut?"

Der andre zog fröstelnd seinen weiten Radmantel, den er schon in Petersburg getragen hatte, um die verschobenen Glieder und sagte, den Kopf wiegend:

„Gut? Nehmen Sie's, wie Sie wollen. Es geht mir nicht schlechter, nicht besser als gewöhnlich."

Sie waren in eine kleine, schlecht erhellte Gasse gelangt, wo zwischen alten Häusern um diese Stunde kaum ein Mensch durchging. Trotzdem sah Bogdan sich lauschend ringsum, und dann trat er näher zu Fritz heran, blieb stehen, so daß er jenen nötigte, auch Halt zu machen, und sprach:

„Sie haben sie gesehen und gesprochen. Ist sie glücklich?"

Es lag ein solcher Schmerz und eine solche Liebe in der Frage, daß Fritz sich ins Tiefste getroffen fühlte. Er rang mit einer Antwort. Dann sagte er langsam mit dunkler Stimme:

„Ja, Herr Bogdan, ich habe sie eben gesprochen. Ich glaube, sie ist sehr glücklich."

Der andere hatte sich abgewandt, so daß Fritz den Ausdruck seines Antlitzes nicht gewahren konnte, aber er sah, wie über die kleine Gestalt ein Zittern lief. Dann

drehte sich Bogdan, indem er langsam weiterging, ihm wieder zu und sagte:

„Ich hab' sie noch einmal sehen wollen — sie zu sprechen, hab' ich doch nicht vermocht. Ich wollte ja nur, daß sie ein ruhigeres Geschick findet als dort (er wies mit der Hand in eine unbestimmte Richtung) bei uns, und dennoch — und doch —"

Er sprach nicht weiter. Dann drückte er Fritz die Hand und lief geradeaus, kehrte nach wenig Schritten noch einmal um, so jäh, daß er fast mit dem Vorwärtsschreitenden zusammenstieß:

„Grüßen Sie sie noch einmal von mir, aber nur grüßen, nichts weiter."

Dabei sah er Fritz voll in die Augen, las aus ihnen die Antwort und ging nun langsam, mit einer Hand zurückwinkend, geradeaus. Ein großer, wüster Platz begann hier, auf dem Steinhaufen lagen, undeutlich ragte das hohe Dach einer Kirche von rechts herüber. Fritz blieb stehen, um den andern nicht einzuholen, und blickte lange dem Fortgehenden nach, der, nicht höher als die aufgehäuften Steine um ihn her, langsam in der verschneiten Gasse verschwand, bis Fritz vor dem fallenden Schnee nichts mehr von ihm erkennen konnte. —

Siebzehntes Kapitel.

Als ob alle Erinnerungen einer Vergangenheit, die Fritz als weit zurückliegend empfand, jetzt noch einmal emportauchen sollten, kamen zu Beginn des neuen Jahres Baron und Baronin Rooß durch Königsberg. Das bis zum Examen noch außerhalb der Familie geheim gehaltene Verlöbnis wurde ihnen mitgeteilt und Aline den neuen Verwandten vorgestellt.

Als Fritz mit dem Oheim durch die Stadt ging, befragte ihn dieser über seine Zukunftspläne.

„Wer sich verlobt, will doch auch einmal heiraten," sagte er. „Soweit mir deutsche Verhältnisse bekannt sind, hättest du als Referendar noch vier Jahre unentgeltlich zu arbeiten, nicht wahr, und müßtest dann ein zweites Examen machen?"

Fritz bejahte und erzählte dem Onkel kurz, welches seine Absichten wären, und daß die Mutter und Alines Vater diese durchaus billigten.

Herr von Rooß war sehr überrascht. Mehr weil er dies so gar nicht erwartet hatte, als weil ihm Fritzens neuer Beruf — über seine eigentlichen inneren Beweggründe hatte Fritz geschwiegen — selbst nicht zugesagt hätte. Mit der Souveränität des Adligen, die man besonders in Rußland findet, setzte er sich über solche Stan-

desfragen völlig hinweg, wäre er doch durchaus der geblieben, der er war, ganz gleich, welchen Beruf er ausgeübt hätte. Er nannte Fritz sogar nach einigem Besinnen mehrere baltische Stammesgenossen, darunter ein paar mit deutschen Adelsnamen, die in Berlin Schriftsteller und Journalisten waren, trug ihm Grüße auf und versprach ihm Empfehlungen.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs staunte Fritz, den Verwandten wesentlich anders zu finden, als in seinen petersburger vier Wänden. Mit großer Freiheit sprach er sich über Themen aus, die dort kaum berührt, geschweige denn eindringend erörtert werden durften, es fiel ordentlich wie ein Mantel von ihm ab, und er bekannte sich nicht nur zu regem politischem Interesse, sondern auch zu wohlerwogenen politischen Anschauungen.

So kam auch Fritz mehr aus sich heraus und sprach von seinen berliner Kreisen. Rooß ging, den schweren Kopf etwas vorgeneigt, daß Eiskristalle seines Bartes an dem Pelzkragen schmolzen, und meinte dann:

„Ich will dir mal was sagen, lieber Fritz, du weißt, ich habe allerlei Beziehungen zur Diplomatie und zu unserm Hof. Bei uns wird eigentlich über nichts andres gesprochen als über Bismarcks bevorstehenden Abgang."

Fritz sah betroffen auf.

„Bei euch spricht man schon darüber?"

„Ja, und zwar Leute, die den Kaiser, ich meine unsern Kaiser (Rooß sagte niemals der Zar), gesprochen haben. Seine Majestät soll schon aus Berlin den bestimmten Eindruck mitgebracht haben, daß der Kanzler nicht mehr lange bleiben wird."

Fritz berichtete, wie solche Ahnungen, unterstützt durch allerlei kleine Vorgänge, erlauschte Stimmungen schon im Sommer in Berlin laut geworden wären.

„Dann kriegst du jedenfalls gleich ordentlich zu tun," sagte der Onkel, und damit endeten sie das Gespräch.

Ein Brief Landmanns, kurz, knapp, der erste, den Fritz je erhalten hatte, traf in den ersten Märztagen ein, bevor Fritz die mündliche Prüfung zu bestehen hatte. Das Schreiben bestätigte im wesentlichen, was der Oheim gesagt hatte, es schien nur noch eine Frage der Zeit, daß Kaiser und Kanzler sich trennten. —

Der zwanzigste März war ein naßkalter Wintertag, vom Frühling noch nichts zu spüren. In früher Dunkelheit schritten vier junge Leute mit bleichen Gesichtern aus dem alten grauen Schloß, drückten sich draußen noch einmal die weißbehandschuhten Hände und eilten nach verschiedenen Richtungen auseinander. Fritz lief mehr, als er ging, die Hände fest an den Leib gedrückt, um besser gegen den Wind aufzukommen, durch die Junkerstraße, hinter der Kirche herum schräg über den jetzt wüst aussehenden Kirchenplatz nach dem Steindamm. Atemlos kam er die Treppe emporgestürmt, öffnete oben, riß sich den Mantel vom Leibe, hielt vor der Zimmertür einen Augenblick an, drückte dann den Drücker herab und trat ein. Mit dem ersten Blick umfaßte er die Mutter, die am Tisch bei der Lampe saß, und eilte auf sie zu:

„Bestanden, bestanden," rief er.

Und während sie, die sich rasch erhoben hatte, ihn noch in den Armen hielt und er erst jetzt die Spannung der letzten Stunden im wohligen Gefühl des Erreichten sich lösen fühlte, ging sein Blick weiter, und er sah ein wenig

abſeits Aline, die zurückgetreten war und nun auf ihn zueilte.

Er begann zu erzählen, und während die Damen noch lächelten, als er eifervoll von irgend einer Lex ſprach, die er nicht gewußt hatte, läutete es draußen ſtürmiſch, die Tür wurde jäh aufgeriſſen, und im naſſen Pelz, den Hut in der Hand, erſchien Doktor Witte und ſchwenkte ein Zeitungsblatt. Sein Geſicht war hochgerötet, ſeine Augen blitzten, da er jetzt die beſchlagene Brille, das Blatt hinwerfend, von den Augen riß.

„Leſt, leſt," rief er, ſah dann erſtaunt Fritz an, der im Frack daſtand und beſtürzt auf den alten Mann blickte, der ſich nun über das Geſicht fuhr und etwas ruhiger ſagte:

„Ach, ich weiß, du biſt durchgekommen. Ich gratuliere, ich gratuliere."

Und ehe ſich die andern noch über den kurzen Glückwunſch und den flüchtigen Händedruck hätten wundern können, hatte er ſchon wieder das Blatt ergriffen und ſchrie jetzt ungeſtüm, wie man Kinder zurechtweiſt:

„Aber Herrgott, ſo leſt doch nur! Bismarck iſt entlaſſen!"

Dann ſetzte er ſich in den erſten Seſſel, der ihm zur Hand war, ſchlug die Hände vors Geſicht und weinte bitterlich.

Es war eine lautloſe Stille um ihn herum. Die Frauen hatten Tränen in den Wimpern, Fritz ergriff das Blatt und verſuchte zu leſen, die Worte tanzten ihm vor den Augen, bis auch er fühlte, wie ſich ihm die Wangen netzten und es ihm mit tiefer Beklommenheit vom Herzen emporſtieg.

Schweigen lag über den beiden Familien und schweigend trennten sie sich nach einer Weile mit dem Versprechen, sich abends bei Wittes zusammenzufinden. Schweigend saßen sie, nachdem der General Fritz beglückwünscht hatte, um den runden Tisch. In der Mitte lag wie ein greller Fleck auf der dunklen Decke die Abendzeitung, immer wieder griff der eine oder der andere danach, zu lesen, was er doch schon halb auswendig wußte.

„Wenn ich zurückdenke," sagte Doktor Witte jetzt. „Wie haben wir den Mann gehaßt! Wie oft ist er uns als eine Verkörperung brutaler Macht erschienen, wie haben wir gegen ihn gekämpft. Wenn's nicht so unsagbar traurig wäre, könnte man sagen: das ist seine Rache, daß wir uns jetzt so verlassen fühlen."

„Ihr habt ihn gehaßt," sprach der General. „Offen gesagt: auch viele von uns haben ihn nicht gemocht. Was wurde noch sechsundsechzig in den Stäben über ihn räsonniert. Und doch hat er damals weiter gesehen als der König und Moltke und alle, als er sagte: nicht auf Wien gehen. Ich war damals in Nikolsburg, und der Kronprinz — er ist jetzt auch tot, flocht der Alte ein, indem er die Hand leicht aufs Knie fallen ließ — hat mir einmal erzählt, wie er Bismarck in jener Entscheidung fand, zerbrochen, leidenschaftlich aufgewühlt — es ging um sein Werk, und so ging es um uns alle. Er war schließlich immer der altpreußische Offizier, schon wie er damals den alten König, der abdanken wollte, beim Portepee faßte und mit sich riß."

„Sie haben ihn gehaßt," sagte auch Frau Klara, „und dann haben sie ihn geliebt, wie wir alle. Ich glaube, wenn er uns hier sähe — er könnte zufrieden sein."

Da faßte Fritz nach Alines Hand und sagte fest und sicher:

„Verzeih, Mutter, ich glaube, nein. Daß wir klagen, daß wir bestürzt waren, ist selbstverständlich. Wir habens ja trotz allem noch nicht geglaubt, bis es da war. Aber was nützt das jetzt. Zunächst: er lebt ja, er bleibt, er ist da. Und dann kann er verlangen, daß wir nicht mehr klagen, sondern weiter arbeiten. Es muß gehen. Wir sind jung, wir wollen's ihm zeigen."

Julius Witte sah ihn an, mit einem gütigen Blick.

„Du hast recht, Fritz — wir Alten dürfen zweifeln, und ich fürchte, wir werden nur zu sehr recht behalten. Du darfst es nicht. Und heute am wenigsten."

So wuchs denn doch langsam eine stille Freude zwischen den vieren empor. Wie denn zu unserm Heil Freud und Leid des eignen persönlichen Lebens immer wieder großen Schmerz zurückdrängt, der, wie jede große Empfindung, nur das Recht seltener, gehobener Stunden hat, daß er nicht stumpf werde.

Am andern Tage reichte Fritz seine Dissertation und die Papiere zur Doktorprüfung ein und fuhr dann nach Berlin, wohin ein dringender Brief Doktor Burdachs ihn gerufen hatte.

Er fand die Freunde erregt, aber bei dem schnellen Zeitmaß, in dem die Dinge der Hauptstadt laufen, schon wieder gefaßter, wenn auch freilich alles noch verwirrt schien, durcheinander fuhr.

In Berlin war's warm, voller Frühling, und als Fritz am 29. März mit Landmann, Burdach und noch ein paar Bekannten zum Lehrter Bahnhof schritt, lag eine

herrliche, warme Sonne über den weiten Straßen, die sich rasch mit Menschen zu füllen begannen. Schon standen sie in dünnen Linien, die jeden Augenblick anschwollen, längs der Bürgersteige, auf den breiten Wegen am Königsplatz, am Bahnhof selbst. Die Freunde gewannen Platz in der großen Vorhalle; klirrend marschierte die Ehrenschwadron der Gardekürassiere auf, jetzt begann ein ununterbrochener Zustrom von Wagen, denen die Minister, Generäle, Diplomaten entstiegen. Ein paar Offiziere in großer Uniform kamen zu Fuß durch das Tor, die Freunde erkannten Mettelkamp, der ihnen zuwinkte, und gelangten mit ihm auf den Bahnsteig selbst. Es war ein unablässiges Schwirren, ein Fragen und Antworten in verschiedenen Sprachen, Männer und Frauen standen durcheinander, die Frauen alle mit Blumen in den Händen, jetzt fuhr der Zug vor mit dem Salonwagen des Fürsten, und plötzlich wurde alles still. Fritz fühlte, wie ein jäher Schauer ihm über den Leib lief, denn von draußen erscholl ein unablässig anschwellendes, betäubendes Rufen, als ob die ganze Stadt auf einmal ihren Atem dem Himmel entgegenstieße. Man hörte in der plötzlich hier innen eingetretenen Stille durch das Hurrarufen das Rollen von Wagen, ein Offizier gab vom Eingang her ein Zeichen, Kommandos ertönten, die Schwadron entblößte die Säbel und stand still, während die Vorgesetzten zum rechten Flügel traten. Weit öffnete sich die Tür des Fürstenzimmers, und Bismarck erschien, den Stahlhelm auf dem Haupt, den Säbel leicht angefaßt, neben ihm die schlichte Gestalt der Fürstin, tiefernsten Antlitzes, Blumen in der Hand, und nun brach hier auf dem Bahnsteig, während immer noch von draußen Rufe über Rufe hineintönten,

während hinter den Fenstern der Wartesäle sich Hunderte reckten und schrien, die Empfindung aus, und die Erwartung löste sich in einem Rufen und Winken ohne Ende. Irgend jemand rief: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“ — von allen Ecken wurde es aufgenommen, plötzlich schrie ein andrer: Bismarck lebe hoch, und es tönte von allen Enden wieder. Jetzt war eine kleine Stille, da begann eine jugendliche Stimme:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall —“

und als ob die Menschen alle nur darauf gewartet hätten, fielen sie ein und sangen stürmisch das Sturmlied mit.

Langsam war der Fürst die Ehrenwache abgeschritten, hatte sich hier und da verneigt, Hände zum Abschied geschüttelt, Blumen entgegengenommen. Nun stand er, der Menge voll zugewendet, vor der Tür seines Wagens. Das Lied war aus. Da rauschte es aus einer andern Ecke auf:

„Deutschland, Deutschland über alles —“

und wieder war es wie etwas selbstverständlich Gekommenes, und wie Wellen, die ihren Herrscher emportragen, ihn der Sonne zu weisen, so wogte das Lied um den einzigen Mann, der mit undeutbarem Gesichtsausdruck in seiner ganzen Größe stand und geradeaus sah. Als der Gesang zu Ende war, hörte man ein Schluchzen an vielen Stellen, nun klang die Bahnhofsglocke, der Fürst half seiner Gattin die Stufen hinauf, dann stieg er selbst nach. Wieder präsentierten die Kürassiere, jetzt war kein Halten mehr, alles stürzte, so weit es konnte, vor, immer wieder tönte es:

„Auf Wiederſehen, auf Wiederſehen," und während noch die fremden Würdenträger, die Diplomaten, die in ihrer ſteifen Gala mitten unter den andern ſtanden, erſtarrt, beſtürzt, geblendet in das nie Geſehene ſchauten, fuhr der Zug langſam aus der Halle. Salutierend ſtand Bismarck am Fenſter, jetzt lag ein weicher Zug auf ſeinen Mienen, jedem, der ihn anſah, prägte ſich die Bewegung ein, in der er Berlin verließ. —

Hingeriſſen, mitgezogen, folgte Fritz draußen dem Menſchenſtrom, der an der Siegesſäule vorbei wieder der Stadt zuſtrebte. Schließlich fand er ſich mit Landmann allein in der Nähe des Baugerüſtes, das das werdende Reichstagsgebäude umgab. Sie ſetzten ſich auf ein paar Planken und ſahen hinüber durch die noch unbegrünten Stämme zum Brandenburger Tor, durch das noch immer Wagen und Menſchen im bunten Gemenge zum Pariſer Platz hinſtrömten.

„Das erlebt zu haben," ſagte dann Landmann. „Ich meine: das verpflichtet. —"

Fritz war mit Doktor Burdach dahin einig geworden, daß er am erſten Mai nach Berlin überſiedeln und mit der Arbeit bei der Zeitung beginnen ſollte. Bis dahin hoffte er, den Doktorhut erhalten zu haben.

So fuhr er noch einmal nach Königsberg zurück. Er ſaß ſchon im Zuge, als noch ein Zeitungshändler auf den Bahnſteig geſtürmt kam, Morgenblätter in der Hand. Fritz kaufte eins, und als er ſich eingerichtet hatte und Berlin ſchon hinter ihm lag, er durch die Kiefernwälder öſtlich der Stadt fuhr, entfaltete er die Zeitung. Sein Blick haftete an dem Datum: der erſte April 1890. Heute alſo war Bismarcks fünfundſiebzigſter Geburtstag. Da las er,

wo ſonſt der Leitartikel ſteht, Verſe und unter ihnen den Namen Ernſt von Wildenbruch:

„Du gehſt von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du biſt, iſt Deutſchland,
Du warſt, drum wurden wir.
Was wir durch dich geworden,
Wir wiſſen's und die Welt,
Was ohne dich wir bleiben,
Gott ſei's anheimgeſtellt."

Achtzehntes Kapitel.

Die Aue, das Flüßchen, das in lieblichen Windungen den Sachſenwald durchſtrömt, lag in der Sonne blinkernd und glitzernd zwiſchen grünen Ufern. Ein Zug nach dem andern fuhr auf dem kleinen Bahnhof Aumühle ein, entließ eine dichte Schar junger Männer und lief dann weiter. Die alle ſtellten ſich jenſeits des Bahnhofs, wo der Wald beginnt, auf, in Reih und Glied, dann trat die Muſik an, und langſam ſetzte ſich die große Schar in Bewegung. Junge Leute in Barett und Sammetpekeſche, Schläger in den Händen, andre mit bunten Mützen, viele den Hut auf dem Kopf, nur durch ein farbiges Abzeichen an der Bruſt als Studenten gekennzeichnet. Langſam ging es unter froher Morgenſonne durch den Wald.

Faſt die Hälfte des Zuges war vorüber, als eine vorangetragene Tafel anzeigte, daß Königsberg käme, das Häuflein war bei der großen Entfernung eines der kleineren.

Zwei Männer, ein alter und ein junger, hatten plaudernd, dabei immer wieder erwartungsvoll ausblickend, etwas abſeits unter Bäumen geſtanden. Der ältere trug eine graue Studentenmütze und über der Bruſt ein dreifarbiges Band, der jüngere hatte kein ſolches Abzeichen. So ſtanden ſie, bis Königsberg herankam, jetzt traten ſie

ein. Der ältere ging ohne weiteres zwiſchen zwei Kommilitonen, die die gleichen Farben trugen, der jüngere zögerte, da rief der andre:

„Komm nur mit, Fritz, heute gehörſt du noch einmal ganz hierher — du ſiehſt, heut' ſind wir alle einig."

Und ſchon war auch Fritz zwiſchen die Sugambrer getreten, hatte ein paar jungen Kommilitonen die Hand gedrückt und ging nun im Zuge weiter. Es wurde wenig geſprochen, aber es lag über allen eine große Freude.

Und jetzt kam ein Laufen in die Kolonnen. Die Ordnung löſte ſich, der Weg wurde breiter, man ging nicht mehr zu vieren, ſchließlich ſah jeder zu, ſo ſchnell wie möglich nach vorn zu kommen, und in breiten Maſſen, ein unüberſehbarer Schwarm erregter Menſchen, ſtanden nun die Tauſende auf dem weiten Platz vor der Schloßterraſſe von Friedrichsruh. Fritz und Witte waren dicht beieinander. Wie ſie jetzt, durch dichte Anſammlungen gehemmt, langſam weiter zu kommen ſtrebten, trat Fritz auf einen daliegenden Baumſtamm und zog Witte mit herauf. Sie ſahen nun um Kopfeslänge über die vor ihnen Stehenden hinweg. Ein Meer von Farben. Alle Nuancen durcheinander, vom Schwarz der Filzhüte über die bunten Mützen hinweg bis zu dem lichten Weiß einiger Frauengeſtalten oben hinter der Brüſtung, hinter denen wieder die farbigen Talare der Univerſitätsrektoren, die Uniformen von ein paar Offizieren auftauchten. Aber ehe ſie das noch recht überflogen hatten, hafteten ihre Blicke nur auf dem einen, der dort in der Mitte ſtand, in dunkler Uniform mit dem hellen Kragen, den Stahlhelm auf dem Haupte. Brauſend erklang der Zuruf der Studenten, kaum daß während der Rede des Sprechers, von der man hier unten nicht alles

vernahm, Ruhe eintrat. Und nun, als der sich wandte und das Hoch auf den Achtzigjährigen ausbrachte, schoß der Ruf an allen Ecken und Enden empor und ballte sich zu einem einzigen Sturm, der gegen das Schloß hin und in die Wipfel der Bäume fuhr.

Und dann atemlose Ruhe. Bismarck beugt sich auf das Pelzfell, das sorgliche Hände vor ihm über die Balustrade gebreitet haben und spricht. Nicht glatt kommen ihm die Worte, langsam quellend tönen sie empor. Er holt mit der Hand aus, er streicht über das Fell hin und her, mit dieser seinen Hand, die Fritz in der Spannung der Stunde deutlich Glied für Glied zu erkennen meint, manches Wort kommt leise heraus, manches wieder wird lauter gesprochen, und nun faßt Bismarck alles noch einmal zusammen:

„Halten wir, was wir haben, vor allen Dingen, ehe wir Neues versuchen. Fürchten wir uns nicht vor denjenigen, die uns das nicht gönnen, was wir haben. Es sind Kämpfe in Deutschland ja immer gewesen. Und die heutigen Fraktionsspaltungen sind ja doch nur die Nachwehen der alten deutschen Kämpfe in den Städten, zwischen den Geschlechtern und den Zünften, in den Bauernkriegen zwischen den Besitzenden und den Nichtbesitzenden, in den Religionskriegen, im dreißigjährigen Kriege. Alle diese tiefgehenden, ich möchte sagen, geologischen Spaltungen im deutschen Boden lassen sich nicht vertilgen mit einem Schlage: und wir müssen mit unsern Gegnern doch auch Nachsicht haben, wenn auch nicht darauf verzichten, unsererseits zu fechten. Das Leben ist Kampf in der ganzen Schöpfung, und ohne innre Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesentum an und versteinern. Ohne Kampf

kein Leben. Nur muß man in allen Kämpfen, sobald die nationale Frage auftaucht, noch immer einen Sammelpunkt haben, und das ist für uns das Reich, nicht wie es vielleicht gewünscht werden könnte, sondern wie es besteht, das Reich und sein Kaiser — — —"

Und nun ein Hoch, von Bismarck ausgebracht, von Tausenden aufgenommen mit einem Jubel, der aus tiefem Herzen kommt, immer wieder sich aneinander emporsteigert, bis aus den überallhin verhallenden Tönen das Lied emporsteigt, dessen erste Worte wie aus der Stimmung dieser Stunde in der freien deutschen Natur geboren scheinen:

„Horch, Sturmesflügel rauschen!"

Langsam ist ein Schieben in die Menge gekommen, fast nebeneinander gehen Witte und Fritz vorwärts, nun stehen sie unter dem Altan, stemmen sich mit beiden Schultern zurück, um den Augenblick voll auszukosten, in dem sie Bismarck in die Augen sehen können. Neben ihm liegt der Blumenstrauß seiner Schwiegertochter. Seine Finger fahren zufällig über die Rosen, ein Lächeln geht um seinen Mund, er hat die Blumen ergriffen, hilfreiche Hände lösen sie voneinander, und er wirft sie einzeln hinab. Mit einer raschen Bewegung hatten Witte und Fritz je eine der Rosen gepackt. Dann waren sie von den Nachdrängenden um die Ecke geschoben worden und standen nun auf der Vorderseite des Schlosses. Beide sprachen kein Wort. Sie gingen hin und her auf dem grünen Rasen. Dann steckte Witte die Blume sorgfältig ein und sagte lächelnd:

„Wie lang ist das wohl her, daß ich mir eine Blume

von lieber Hand bewahrt habe. Dieſe Roſe nehme ich mit, und ſpäter gib ſie mal deinem Jungen —." —

Bis auf den letzten Platz war der weite Saal gefüllt, als die Schläger klangen und der Kommers ſeinen Anfang nahm. Wieder ſaßen Witte und Fritz nebeneinander unter jungen königsberger Kommilitonen. Das erſte Lied war verklungen, die erſte Rede gehalten. Da ward aufs neue zur Ruhe gerufen, und ſechstauſend Menſchen ſangen unter der Wölbung der beiden rieſigen Säle:

„Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer um Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben.
Der ſoll im deutſchen Lande nicht,
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Wir ſchwören dir aufs neue:

Dem Buben und dem Knecht die Acht,
Der nähre Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſchen, alle Mann für Mann,
Zum heil'gen Krieg zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röten,
Mit Henker- und mit Knechteblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen,
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! Fliege, hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien."

Schon bei der ersten Strophe hatte Doktor Witte sich erhoben; zuerst mit leisem Befremden, dann mit unwillkürlicher Erschütterung sahen die, deren Tisch er teilte, auf den Greis, der, ohne ins Buch zu schauen, wie er einst (lebhaft stand das vor Fritzens Augen) das Scheidelied der Burschenschaft gesungen hatte, nun Ernst Moritz Arndts eisernes Lied sang. Dann scholl, als das Lied vorbei war, mächtiger Zuruf durch die Halle. Aber Witte setzte sich nicht wieder. Er drückte Fritz auf seinen Stuhl, gab ihm die Hand und sagte:

„Nun ist es genug. Das habe ich zum ersten Mal im Jahre 48 gesungen, — da war Ernst Moritz Arndt dabei. Ich habe seitdem nie wieder so freudig gesungen wie heute. Wir nannten uns damals Verschworene der Zukunft — das ist nun alles Vergangenheit — jetzt ist die Reihe an euch. Ich hab' den Alten noch einmal gesehen, nun fahr' ich heim und will es meinem Bruder erzählen. Grüß mir deine Aline."

Im Xenien-Verlag zu Leipzig

ist erschienen:

Deutsche Geister

Studien u. Essays zur Literatur d. Gegenwart

von

Heinrich Spiero

Titel und Einband von Wilhelm Jaecker

Mit 19 Porträts geheftet M. 5.—, in Halbleder M. 7.—

als echter Halbfranzband gebunden M. 15.—

Aus dem Inhalt: Ferd. v. Saar / Adolf Stern / Emil v. Schoenaich-Carolath / Ernst v. Wildenbruch / Herm. Sudermann / Gerh. Hauptmann J. J. David / W. v. Polenz / Ilse Frapan / Gust. Falke / Carl Hauptmann Ad. Schmitthenner / Wilh. Fischer in Graz / Gert. Prellwitz / Lulu v. Strauß u. Torney / Georg Reiche / Ernst Zahn / Fritz Stavenhagen Agnes Miegel Der neue histor. Roman / Die Dichter u. d. Politik / Das Volk u. d. Literatur

Die Gegenwart: Es ist wahrlich an Studien und Essayssammlungen im deutschen Literaturreiche kein Mangel: jeder Dilettant, der Germanistik lernte oder berechtigt sein will, auf Tours über die Literatur zu Gericht sitzen zu dürfen, schreibt solche für seinen Bekanntenkreis und, was übler ist, findet jemanden, der armes Papier damit bedruckt. Es ist ein Ekel! Genug davon! — Desto froher begrüße ich Spieros neues Buch, das eine ernste, tiefe Arbeit darstellt, der breiteste Verbreitung zu wünschen ist. Heinrich Spiero gehört immer zu denen, die wissen, warum sie über Literatur sprechen: Reiffites Verstehen und Begreifen paaren sich mit schlichter, volkstümlicher Darstellung, die aus tief hinabgesenkten Wissenswurzeln Kraft und gemessene Ruhe in sich zieht. Heinrich Spiero sieht stets den Dichter und Mensch, ihm sind nur solche wert, die eine Persönlichkeit ausweisen, er hat Distanz und steht trotz seines wägenden Urteils, das stets über Zeiterscheinungen hinweg nach dem bleibenden Werte sucht, voll in unserer Zeit. Die Charakteristik Wildenbruchs, Hauptmanns, J. J. Davids, Schmitthenners und Stavenhagens sind Meisterwerke ruhigen Sehens und dichterischen Nachfühlens. Die Studie „Das Volk und die Literatur" möchte ich auf Papptafeln vervielfältigen lassen und überall dorthin hängen, wo des Volkes „Bildung" gemacht wird — es stünde besser um uns und die deutsche Kunst, wenn man Spieros Worte zur Richtlinie nähme. Dieses neue Buch erscheint mir in hervorragendem Maße geeignet, zum Verständnis der zeitgenössischen Literatur herangezogen zu werden, um Lust und Liebe dazu in weiteste Kreise zu tragen. Zum Schlusse sei es mir persönlich gestattet, Spiero herzlichst dafür zu danken, daß uns hart und schwer für die deutsche Kultur streitenden Deutsch-Österreichern in seinem Werke soviel Gerechtigkeit und Verständnis entgegengebracht wird; dem ist leider nicht immer so im politischen Deutschland, an dessen geistiger Größe wir mit allen Fasern unserer Volksseele mitschaffen.

Verlangen Sie den illustrierten Katalog und die Prospekte des Xenien-Verlags

Princeton University Library
32101 067515716